



Leseprobe

Wole Soyinka

**Die glücklichsten
Menschen der Welt**
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



Seiten: 656

Erscheinungstermin: 11. April 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

In Nigeria, das wegen Vorwahlen zur Präsidentschaft außer Rand und Band ist, verkauft ein gerissener Geschäftemacher aus einem Krankenhaus gestohlene Körperteile für rituelle Praktiken. Der Chirurg Dr. Menka, teilt seine grausige Entdeckung mit seinem ältesten College-Freund, dem Lebemann und Ingenieur Duyole Pitan-Payne. Dieser ist im Begriff, einen prestigeträchtigen Posten als Energieberater bei den Vereinten Nationen in New York anzunehmen, aber es scheint jetzt, dass jemand entschlossen ist, dies zu verhindern. Und weder Dr. Menka noch Duyole wissen, wer ihre Feinde sind.

Wole Soyinka nimmt uns mit auf eine Tour de Force: ein mit Galgenhumor versetztes hochspannende Epos darüber, wie Macht und Gier und die Schatten des britischen Kolonialismus die Seele einer jungen Nation verderben.



Autor

Wole Soyinka

Wole Soyinka, geboren 1934 in Abeokuta, Nigeria, erhielt 1986 als erster afrikanischer Schriftsteller den Nobelpreis für Literatur. Er schrieb zahlreiche Theaterstücke und wurde mit Romanen wie "Aké (1981/deutsch: 1986), "Isara" (1989/1994) und vor allem "Die Ausleger"(1965/1983) bekannt. 1967 wurde er wegen seiner Friedensbemühungen im nigerianischen Bürgerkrieg für zwei Jahre inhaftiert. Nach seiner Freilassung lebte er sowohl in den USA

WOLE
SOYINKA

DIE GLÜCKLICHSTEN
MENSCHEN
DER WELT

WOLE
SOYINKA

DIE GLÜCKLICHSTEN
MENSCHEN
DER WELT

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON INGE UFFELMANN

BLESSING

Das vorliegende Werk ist ein Roman. Namen, Charaktere, Orte und Ereignisse sind entweder Produkte der Fantasie des Autors oder werden fiktiv gestaltet. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Personen, lebend oder tot, Begebenheiten und Örtlichkeiten ist rein zufällig.

In Erinnerung an den Investigativjournalisten Dele Giwa und den einzigartigen Politiker Bola Ige, die beide von nigerianischen Mördern gemeuchelt wurden.

Sowie an Femi Johnson, einen vollendeten Menschen und eine Ausnahmerecheinung kreativer Lebensfreude.

INHALT

ERSTER TEIL	11
1 Der Hort des Propheten	13
2 Das Evangelium nach der Glückseligkeit	23
3 Die Reise des Pilgers	44
4 Die Reise des Spötters	77
5 Villa Potenza	103
6 Vater, sind Sie das?	128
7 Warten auf Goddie	143
8 Aufruhr im Club	155
9 Die Image Task Force bei der Arbeit	211
10 Die Audienz	234
11 Die Hand Gottes	251
12 Boriga oder die Flucht	265
13 Chirurgische Transplantation	314
14 Badetona	328
15 Badagry	348

16	Codex Seraphinianus	368
17	Eine tödliche Rivalität	399
18	Eine überlange Wache	432

	ZWEITER TEIL	459
--	--------------	-----

19	Das diskrete Begräbnis der Bourgeoisie	461
20	Heimkehr	512
21	Zikkurat oder Tod	562
22	Das Gremium der Glückseligkeit	588
23	Kampf der Titanen	625

	DANKSAGUNG	649
--	------------	-----

	GLOSSAR	651
--	---------	-----

ERSTER THEIL

DER HORT DES PROPHETEN

Papa Davina, den man auch als Teribogo kannte, schmiedete gern seine eigenen Spruchweisheiten. Eine seiner berühmtesten lautete: »Perspektive ist alles.«

Die morgendliche Sucherin, erste und einzige Klientin an diesem Tag einer ganz besonderen, allein ihr gewidmeten Zusammenkunft, blickte auf und nickte zustimmend. Mit dem Finger zeigend, sagte Papa Davina: »Geh zu dem Fenster dort; zieh den Vorhang zurück und schau hinaus!«

Da es düster im Audienzraum war, dauerte es eine Weile, bis die Sucherin zwischen den weiten Falten tastend die Trennstelle der Vorhänge fand. Sie ergriff den schweren Stoff mit beiden Händen und wartete. Papa Davina bedeutete ihr, die Bewegung zu vollenden, während er in seinem beruhigenden, fast meditativen Ton fortfuhr: »Wenn du dieses Gelände betrittst, so ist es ganz wichtig, dass du vergisst, wer du bist und was du bist. Denke an dich einzig als die Sucherin. Ich werde dich leiten. Ich gehöre nicht zu den gewöhnlichen Vertretern der prophetischen Berufung. Dahin sind die Tage der großen Propheten. Ich bin lediglich als ein Vorausschauender bei dir. Nur Gott der Allmächtige, Allah der Unergründliche, ist die Gegenwart selbst, die Präsenz. Wer könnte es wagen, in die Präsenz des Einen und Einzigen zu gelangen? Unmöglich! Doch wir können vordringen in seine

Vorausschau; ich kann es. Wir sind wenige. Wir sind auserwählt. Wir mühen uns, Seine Pläne zu lesen. Du bist die Sucherin. Ich bin der, der dich leitet. Unsere Gedanken können uns nur zu einem führen – der Offenbarung. Bitte, zieh den Vorhang völlig auf!«

Die Sucherin öffnete auch die andere Vorhanghälfte. Tageslicht flutete in den Raum. Papa Davinas Stimme folgte ihr: »Schau hinaus und sage mir, was du siehst!«

Die Sucherin hatte sich auf der anderen Seite des Hügels über eine gleichförmige Müllhalde hinaufgequält. Auf dieser Seite jedoch sprang ihr sofort ein bunt gewürfeltes Durcheinander in die Augen. Ganz weit unten sah sie vereinzelt rostige Wellblechdächer, Lehmziegelbauten, Simse aus Eisenplatten, hier und da durchsetzt von wenigen sauberen Reihen isoliert stehender, hoch aufragender, ultramoderner Gebäude. Ineinander verschlungene Bänder, auf denen man Motorfahrzeuge aller Art sah, wanden sich durch diese Zone des Kontrasts. Die Stadt kam gerade in ihren morgendlichen Schwung und wurde zu einem pulsierenden menschlichen Bienenstock; Motorrad-taxis mit Arbeitern auf den Soziussitzen mäanderten zwischen den Pfützen des nächtlichen Regens und den überlaufenden Abwassergräben. Ganz in der Ferne schimmerte ein Stück der Lagune. Die Sucherin drehte sich um und beschrieb dem Apostel, was sie sah.

»Jetzt wünsche ich, dass du deinen Blick auf die Höhe hebst, auf der wir uns in diesem Raum befinden. Lass deinen Blick von der schwärenden Stadt aufwärts wandern! Zwischen dem Punkt, wo du hier stehst, und der rasenden Szenerie da unten, was siehst du noch?«

Die Sucherin zögerte nicht: »Müll. Berge von Abfall. Genau wie auf der anderen Seite – es war ein Weg voller Hindernisse, über den ich hier hinauf geklettert bin. Nichts als der gestapelte Kehricht der Stadt.«

Davina schien zufrieden. »Ja, ein Dunghaufen. Über ihn bist du hier heraufgekommen. Doch jetzt bist du hier. Und würdest du sagen, dass du auf einem Misthaufen stehst?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ganz und gar nicht, Papa Davina.«

Wiederum sichtlich zufrieden nickte der Apostel. »Bitte, schließe den Vorhang wieder!«

Als die Sucherin der Bitte nachkam, erwartete sie, dass der Raum erneut die ursprüngliche Düsternis annehmen würde und sie sich vorsichtig tastend bewegen müsste – doch nein. Vielfarbige Pfeile, ähnlich denen, die auf dem Boden von Flugzeugen zum Notausgang weisen, lenkten ihre Füße zu einem anderen Teil des großen Raums. Sie bedurfte keiner erläuternden Rezipitation, um ihren Zweck zu begreifen – sie folgte den Lichtern. Diese endeten an einem auserlesen fein geschnitzten Hocker, der sie an die königlichen Thronhocker der Aschanti erinnerte, die sie von Bildern kannte.

»Setz dich auf diesen Hocker! Ich werde dich auf eine Reise mitnehmen, also mach es dir bequem!«

Der Prediger stand vor ihr und sprach: »Viele, und dazu gehören auch unsere Mitbürger, beschreiben diese Nation als einen einzigen gewaltigen Misthaufen. Aber die das tun, wollen uns herabwürdigen. Ich hingegen empfinde Glückseligkeit bei dem Gedanken. Denn wenn die Welt nichts als Mist produziert, muss sich dieser Mist doch irgendwo stapeln. Wenn also unsere Nation wirklich der Misthaufen der Welt ist, dann heißt das doch, dass wir der Menschheit einen Dienst erweisen. Und siehst du, das ist – Perspektive. Soll ich dir ein weiteres Beispiel geben?«

Die Sucherin nickte. »Ich höre aufmerksam zu, Papa Davina.«

»Gut. Schon in dem Augenblick, als ich deine Stimme am Telefon hörte, wusste ich, du bist keine gewöhnliche Sucherin. Deine Stimme sagte mir, da spricht jemand, der begierig ist zu lernen. Ich berate alle möglichen Leute. Sie alle kommen durch

dieses Eingangstor dort. Du wärst überrascht, welch unterschiedliche Seelen schon auf diesem Hocker Platz genommen haben, sollte ich dir davon berichten.«

Die Sucherin lächelte schief und winkte mit einer Geste ab. »Papa Davina, ich bin hier, weil ich weiß, dass Sie einen gewaltigen Ruf haben, man kennt Sie nicht nur hier im Land, sondern auf dem ganzen Kontinent.«

»Ja, das mag sein.«

»Und noch darüber hinaus.«

»Oh? Dann erzähl mir, was du gehört hast! Die, die deine Füße hierhergeleitet haben, was sagen sie über Papa Davina?«

»Wo soll man da anfangen?«, seufzte die Frau. »Nehmen wir das jüngste Beispiel. Der Besucher von den Seychellen ... Sie haben für ihn gebetet, und die Welt kennt das Ergebnis.«

Davina machte eine selbstabwertende Geste, indem er die geöffneten Hände wie schlaffe Schalen mit den Handflächen nach oben hielt und die Schultern leicht hob, als wollte er die Anerkennung – und die Ehre – jemand anderem zukommen lassen.

»Ich habe etwas für dich vorbereitet, eine – besondere Perspektive.«

Während er sprach, schien sich Papa Davina in der peripheren Düsternis aufzulösen, indessen der Raum selbst sich langsam mit einer Helligkeit erfüllte, die das Tageslicht ersetzte, das sie gerade gesehen hatte. Das aber war bloß der Anfang. Unter dem staunenden Blick der Sucherin verwandelte sich der öde Besuchsraum in ein Märchenland. Es verschlug der Frau den Atem. Ihr Gastgeber, den einen Arm nach oben gereckt, schien sich langsam zu drehen. Offenbar stand er auf einem leicht versenkten Drehteller. In der Hand hielt er ein kleines silbernes Gerät. Er streckte es zur Decke hin – und es ward Licht. Ein weiterer unhörbarer Klick, und das Gurgeln von Wasser unterbrach die Stille. Es entsprang einem Spalt in einem Felsen, der sich magisch aus dem Boden hob, eine Quelle, deren glitzernde Wasser

sich in einlullenden Kaskaden ergossen und zu einer Grotte schlängelten, in der sie verschwanden. Wie an fernen Horizonten boten sich schimmernd Hügel und Täler, Ebenen und Hochländer dem Blick dar, während sanft leuchtende Röhren langsam vom Boden zur Zimmerdecke emporwuchsen und den Raum in einen psychedelischen Glanz tauchten. Langsam wurde ein schimmernder Alkoven sichtbar, dann, genau gegenüber, ein weiterer, sodann im Neunziggradwinkel zu diesem ein dritter und zuletzt ein vierter, der die dreidimensionale Installation vervollständigte. Die in regelmäßigen Abständen platzierten Alkoven erschienen wie das Abbild der vier Himmelsrichtungen. Auf dem mit polierten Holzfliesen belegten Fußboden entstanden, nacheinander illuminiert, Karten mit den Sternbildern der Tierkreiszeichen. Aus den Falten der Bänder an den Decksteinen der überwölbenden Bogen der Alkoven quollen nun Rauchschwaden hervor, die es in einer Spirale nach unten zog, sodass sie sich über die Sternkreiszeichen legten. Die Sucherin war von Weihrauchwolken umhüllt.

Sie hörte Papa Davinas Stimme: »Ich sprach von anderen Perspektiven. Siehst du nun, dass du dir, selbst wenn du einen Misthaufen bewohnst, doch sicher sein kannst, dass du auf dessen Spitze lebst? Das ist die andere Perspektive. Das unterscheidet die Berufenen von der allgemeinen Herde. Dieses Erkenntnis sitzt im Herzen allen menschlichen Verlangens.«

Die Sucherin seufzte auf. Bis zu diesem Augenblick war es eine lange Reise gewesen, eine Reise voller erstaunlicher Diskrepanzen und Offenbarungen – physischer wie psychischer. Unterwiesen im obligatorischen Protokoll des Prophetenhorts, hatte sie sich diesem gänzlich unterworfen, bis hin zu den Inhalten des pinkfarbenen Umschlags, den sie mitgebracht und feierlich auf dem kleinen Altartisch abgelegt hatte, der neben dem eigentlichen Eingang des Gebäudes stand. Die Sache, um die es ging, duldet nicht die kleinste Abweichung von den Erlösung versprechenden

Übergangsriten, deren einige sie unter normalen Umständen als persönliche Herabsetzung und Beeinträchtigung ihres gesellschaftlichen Rangs angesehen hätte. Es hatte sie viel Zeit gekostet, fast ein ganzes Jahr, diese Audienz zu arrangieren. So war dies nicht der Augenblick, die Erlösung aufs Spiel zu setzen. Unterwegs hatte sie die heimlichen bösen Blicke derer gesehen, die auf der Müllkippe nach Brauchbarem stöberten. Sie ließen ihre Augen von ihr zu Papa Davinas Horst hinaufwandern, als wollten sie sagen: *Wart's ab, eines Tages werden auch wir die Erlaubnis erlangen, diese letzten gepflasterten Stufen hinaufzusteigen, um von Dem Vorausschauenden empfangen zu werden.* Man hörte so vieles darüber, hörte Geschichten vom magischen Inneren, wo sich die Transformation vollzog, ein Inneres, das im Widerspruch stand zu der Außenwelt aus rissigen Wänden und zerborstenem Zement. Nachrichten sickerten durch und berührten das Leben derer, die sich nach einer Schicksalsänderung sehnten. Manche schworen mit religiöser Inbrunst auf das Fußballtoto, andere auf die jährliche nationale Lotterie, doch am meisten erhofften alle die Berührung durch den Zauberstab – den Segen Papa Davinas. Sie träumten von dem Tag, an dem sie selbst die einundzwanzig glitzernden Stufen hinaufsteigen durften und hineingeleitet wurden in die Gegenwart Des Vorausschauenden. Ob sie tätig waren oder nur träumten, sie alle horteten Bilder des Glanzes des Einsiedlers in sich, jenes Magiers, den man Papa Davina nannte.

Die Sucherin war ihrer Schwester dankbar, dass sie den Papa Davina geschuldeten Obolus immer so pünktlich geleistet hatte. Man erhielt keine Privataudienz bei ihm, wenn man nicht mindestens ein Jahr lang an den öffentlichen Andachten teilgenommen hatte, die er am Fuß des Hügels für jedermann abhielt, der bereit war, seinen Zehnten als Abgabe zu leisten. Ihre Schwester hatte ihr sogar ihre »Erlösungscoupons« abgetreten. Natürlich machte Papa Davina Ausnahmen für Notfälle. Doch um die Auflagen zu umgehen, musste der Sucher – neben anderen

Forderungen – erst die Jahresrückstände auf einen Schlag begleichen, und zwar in doppelter Höhe. Zu den Notfällen zählten Unvorhersehbarkeiten wie Gerichtsverfahren, die Mittel erforderlich machten, die sadistische Seele des Richters so milde zu stimmen, dass er einen Freispruch verkündete und vielleicht obendrein den Spieß umdrehte und den Ankläger beschuldigte.

Ihr eigenes Dilemma war weniger drastisch, und wie manche Patienten dies vor dem Arztbesuch zu tun pflegen, hatte auch sie sich bereits um eine Selbstmedikation bemüht. Bei ihr ging es schlicht um schlecht laufende Geschäfte, eine drei Jahre lang anhaltende Pechsträhne, die ihr hohe Verluste eingetragen hatte. Jetzt war noch das tödliche Gift der Abgaben für den Zoll hinzugekommen, auf Waren, die ohnehin kaum vor dem Zugriff der Piraten gerettet werden konnten, die neuerdings die Flussarme im Delta des Ostens unsicher machten. Nicht ausreichend, um die Verhängung der Ölblockade auszugleichen, aber immerhin. Das war der Grund, warum sich die Sucherin an Papa Davina wandte.

Und nun endlich befand sie sich also von Angesicht zu Angesicht vor dem Schicksal, mit einem Wunsch, dessen Erfüllung in den Händen des einsamen Hüters des Prophetenhorts ruhte. Und hier stand er, der Gärtner der Seelen – ein weiterer von Papa Davinas Titeln –, mit ausgetrecktem Arm, in der Hand ein elektronisches Gerät, das, wie der Stab des Mose, aus unfruchtbarem Fels das unschätzbar kostbare, lebenserhaltende Geheimnis sprudeln ließ. Nur war der Stab dieses modernen Moses auf Ölquellen eingestellt. Das Schwarze Gold, das sich unter Äckern, Plantagen und Fischteichen der Ahnen in den Boden schmiegte. Mit der Moderne änderten sich die Perspektiven.

Als wären die Gedanken der Sucherin gelesen worden, erweiterte sich die visuelle Schau jetzt um den akustischen Aspekt, denn es ertönten sonore, schnaufende Klänge aus Orgelpfeifen und verbreiteten den Hall einer erhebenden Komposition. Dies versetzte die Sucherin in nie erträumte Gefilde, in unerreichbar

scheinenden Visionen. Papa Davinas Stimme sammelte die Empfindungen im sorgenschweren, frustrierten Geist der Sucherin und erdete sie in diesem außergewöhnlichen Moment.

»Unter deinem Hocker befindet sich eine Schublade – auf der rechten Seite. Öffne sie, du findest eine Mappe und einen Füllhalter darin. Einen altmodischen Füllfederhalter, keinen Kugelschreiber. Entnimm der Mappe ein Blatt!«

Die Sucherin gehorchte. Ihre Hand berührte die Mappe und spürte den Luxus feinsten Pergaments.

»Ich lasse mir das direkt aus Jerusalem kommen«, verriet Papa Davina in beiläufigem Ton. Die Sucherin aber war überzeugt, dies war der nämliche Papyrus, auf dem die Engel das Buch des Lebens schrieben.

»Schreibe darauf, was es ist, wonach du suchst!«, ermunterte Papa Davina die Sucherin.

Als sie die Aufgabe erfüllt hatte und aufblickte, stand Papa Davina neben ihr, in der einen Hand einen kleinen Flakon, der eine klare Flüssigkeit enthielt, in der anderen eine mittelgroße Schale. Die Sucherin wollte ihm das Blatt reichen, doch Davina schüttelte den Kopf. »Nein, ich weiß, was darauf steht. Mir musst du nichts offenbaren. Leg das Pergament in die Schale!«

Als es darin lag, goss Papa Davina die Flüssigkeit über die Schrift, schwenkte die Schale leicht hin und her, und die Gedanken der Sucherin reisten in ihre Kindheit zurück, zu den Tagen, als man noch Fotografien machte. Vom belichteten und entwickelten Film wurde das Bild auf Spezialpapier übertragen. Das Papier wurde in eine chemische Flüssigkeit gelegt, die sich einer anderen Schale befand, und ganz langsam kam ein Bild zustande, nass wie ein frisch geborenes Baby. Doch jetzt war die Perspektive verkehrt, der Prozess begann mit dem Sichtbaren und endete mit dem Unsichtbaren. Die Schrift wackelte, löste sich auf, und das Pergament erhielt seinen ursprünglichen Zustand zurück. Die zuvor klare Flüssigkeit war hingegen von der Tinte geschwärzt.

»Trink!«, befahl Papa Davina.

Die Sucherin zauderte nur kurz und nahm sich rasch zusammen. Zögern hätte einen Mangel an Vertrauen verraten und die Mission gefährdet. Sie lächelte glücklich. Sie war so weit gekommen – also trank sie. Sofort fühlte sie sich leicht benommen und zugleich beschwingt. Papa Davina reichte ihr ein parfümiertes Tüchlein, mit dem sie sich die Lippen abtupfen konnte. Eine schwere Last hob sich von ihren Schultern. Plötzlich stand ihr die Zukunft vor Augen, ein glänzendes Blatt voller unendlicher Möglichkeiten. Ihr war, als hätte sich bereits alles erfüllt. Sie reichte dem Apostel das Mundtuch hin, doch der hob abwehrend die Hand. »Behalte es! Leg es von jetzt an unter dein Kopfkissen! Und lasse während der nächsten zwei Wochen niemanden in dein Zimmer!«

Die Sucherin nickte rasch und freudig erregt.

Eine Stimme brach in ihre Euphorie ein: »Das diesjährige Festival rückt näher. Planst du, daran teilzunehmen?«

Die Frau schien unschlüssig. »Ich habe noch nicht darüber nachgedacht, Papa Davina.«

»Es ist ein Festival der Freude – nimm teil! Ich kann dir garantieren, dass du bei diesem Ereignis Neuigkeiten von Interesse erfährst, Zeichen auf deiner Suche nach Erfüllung.«

»Natürlich, Papa Davina. Sobald Sie es befehlen.«

Davina legte der Sucherin eine Hand auf die Stirn: »Suchet, und ihr werdet finden. Lebe in Frieden. Über dem Torbogen zum kommenden Festival der Freude sehe ich deinen Namen geschrieben stehen, in großen goldenen Buchstaben. Die Glückseligkeit winkt dir am Horizont.«

Die Sucherin fiel auf die Knie und lobte den Herrn, die Augen in Verzückung geschlossen. Da sie mit dem Protokoll der Gemeinde der Ekumenika vertraut war, zog sie ihr Gebet nicht ungebührlich in die Länge. Leuchtende Pfeile – einfarbig diesmal, nicht in Technicolor – wiesen ihr den Weg zum Ausgang.

Kaum hatte die Sucherin das Tor der Ekumenika durchschritten und war auf die Spitze des *Oke Konran-Imoran* – des Hügels der Erkenntnis und der Aufklärung – hinausgetreten, zog Papa Davina, alias Teribogo, sein Handy aus der Tasche und tippte eine Nummer ein. Am anderen Ende ließ eine Stimme ein lang gezogenes »Jaaa?« hören.

»Sie ist gerade gegangen. Sie können es hier abholen lassen, Sir Goddie«, sagte Papa Davina.

DAS EVANGELIUM NACH DER GLÜCKSELIGKEIT

Das die Nation, die man den Riesen Afrikas nennt, auch als diejenige galt, die die glücklichsten Menschen auf Erden beherbergt, war keine Neuigkeit mehr. Verwirrend blieb, wie sie sich diese Anerkennung erworben und ob sie sie, allgemeiner Übereinstimmung gemäß, verdient hatte. Aufsteigende Nachbarländer mussten aus ihrem Dauerzustand neidischen Strebens befreit werden, geheilt von jener Malaise, welche die zum Scheitern verurteilte Bemühung hervorrief, der Nation der Glückseligen die Krone vom Haupt zu rauben. Die Weisheit der Ältesten rät, dass es ehrenhafter ist, den unangefochtenen Champion anzuerkennen und sich seiner Führerschaft anzuvertrauen, als ständig herumzunörgeln und sich frustriert zu winden. Wie die Yoruba zu warnen pflegen: *Ti a ba ri erin igbo k'a gba wipe a ri ajan-aku, ka ye so wipe a ri nka nto lo firi* – Wenn wir einem Elefanten begegnen, dann lasst uns zugeben, dass wir den Herrn des Waldes sahen, und nicht leichthin behaupten, es sei bloß irgendetwas durch unser Gesichtsfeld gehuscht.

Nicht viele Nationen konnten mit einem Ministerium für Glückseligkeit prahlen. Dennoch gab es in einem der ärmsten der Bundesstaaten der föderalen Nation diese Neuerung. Die erste Ministerin – Kommissar genannt – war die Gattin des fantasievollen Gouverneurs besagten Bundesstaates, während andere

Familienmitglieder und Anverwandte die übrigen Posten besetzten, die durch diese weltweit einzigartige Kabinettsbildung entstanden waren. Doch damit nicht allein dieser ersten Familie das Bravourstück eines einstimmigen Juryentscheids zugerechnet wird, muss man erwähnen, dass die freizügige Vergabe von begehrten Titeln überall im Lande eine Rolle spielte. Dass die mit einer einzigen Titelvergabe verbundenen Feierlichkeiten Summen verschlangen, die dem gesamten Jahresbudget anderer Nationen entsprachen, war ein oft übersehenes Faktum. Es gab freilich weitere, oft übersehene, dennoch monströse Exempel. Muss man beispielsweise die ständig und exponentiell wachsende Zahl von traditionellen Würdenträgern erwähnen, die ihren Titel quer über Geschichte, Kultur und Tradition hinweg durch den Federstrich eines Gouverneurs erhielten?

Die altehrwürdige Yoruba-Stadt Ibadan, einst eine unabhängige königliche Domäne, wurde eines Tages, ohne vorherige Zeichen einer Schwangerschaft, von vierundzwanzig neuen Königtümern entbunden, und das in Zeiten wütend tobender demokratischer Umbrüche.

Diese Glanzleistung blieb nicht unangefochten. Schon bald folgte das nahezu passende Pendant. Am entgegengesetzten Pol der nationalen Achse gebar eine historische Entität namens Kano vierzehn junge Emirate. Die präsidierenden Gouverneure der Bundesstaaten stellten den frisch gekürten Königen respektive Emiren – zuvor bloße Dorfälteste oder unbedeutende Chiefs – ihre Mitarbeiterstäbe vor, und die feierliche Übergabe der schnörkelstrotzenden Urkunden ihrer königlichen Amtseinsetzung generierte bunte Masseneremonien der jubelnden Bevölkerung. Die individuellen Kronen hier, Turbane dort, je nach den Maßen der königlichen Schädel passgenau fabriziert oder geschneidert, wurden auf die Köpfe der neuen Monarchen gesetzt oder um dieselben gewunden. Die professionellen Neinsager dieser Welt blieben außerstande, diese einfallsreichen

Bravourstücke zu goutieren, die selbstverständlich gewaltige, das ganze Land mitreißende Festivitäten auslösten, die ihrerseits Garanten eines nahezu täglich stattfindenden Karnevals waren, was wiederum den Tourismus ankurbelte wie auch den Boom des ergänzenden Gewerbes: Entführungen zur Erpressung von Lösegeld.

Viele, zu viele eine Rolle spielende, hervorstechende Faktoren wurden von den Interessengruppen der wettstreitenden Nationen übersehen, meist weil sie zu sehr von dem Wunsch besessen waren, dem verdientermaßen reichen Nachbarn die Krone der Glückseligkeit zu entwenden. Unglücklicherweise führten die parteiischen, eigennützigten Haltungen lediglich zu Verwirrung bei den ganzjährig routinemäßig stattfindenden Festivitäten – seien sie religiöser, säkularer, moralischer oder sonstiger Natur –, die jede unabhängige Nation begeht, sofern sie sich auch nur das kleinste Quäntchen traditionellen Respekts vor der Welt der Lebenden, der Ungeborenen und der Ahnen bewahrt hat.

Typisch für das Missverständnis der lediglich Vergnügen heischenden Touristen – darunter nicht wenige gedankenlose Einheimische – war deren Neigung, den politischen Mummenschanz mit echten Festivitäten des Volkes zu verwechseln. Diese Verwechslung hing vor allem mit dem *Festival der Wahl des Volkes* zusammen, denn zugegebenermaßen eignen politischen und kulturellen Festlichkeiten ein paar Ähnlichkeiten. Am auffälligsten darunter die Gewohnheit, dass sie fast das ganze Jahr über andauern, Jahr um Jahr, obwohl sie eigentlich bestimmten festen Daten zugeordnet sind, die klar auf dem Kalender der Nation verzeichnet stehen. Dennoch sind die beiden eben getrennte Entitäten. Auch unter Bezeichnungen wie ›Schlag des Jahres‹, ›Concordia der Leute‹, ›Nacht der Nächte‹ etc. bekannt, war das *Festival der Wahl des Volkes* eindeutig ein reines Fest der Bevölkerung, das, mit deren Einwilligung, alljährlich an dem Wochenende stattfand, das auf den Unabhängigkeitstag folgte.

Letztgenannter hingegen war eindeutig eine politische Angelegenheit. Das beinahe Zusammentreffen der beiden Ereignisse schuf eine weitere Quelle der Konfusion, wenn auch nur eine kleine und mit keinen Konsequenzen, da sich kaum noch jemand erinnerte, worum es sich bei der Unabhängigkeit handelte. Eine Militärparade, eine lustlos vorgetragene Rede an die Nation, Rufe nach Patriotismus, Rezitation einer ermüdenden Liste nationaler Ehrungen, und rasch gingen die Menschen wieder ihren Geschäften nach, in Erwartung des eigentlichen, wahren Ereignisses des Jahres und der damit verknüpften Nacht der Verleihung der Preise, was immer unter großem Jubel der Leute geschah.

Einige Zyniker und Revisionisten neigten zu der Unterstellung, das Festival sei eine Schöpfung der *People on the Move* genannten Partei. Das allerdings war fern der Wahrheit. Natürlich putzte sich auch diese Partei als Vorzeigemodell demokratischer Praktiken heraus, aber damit endeten auch schon alle assoziativen Vorstellungen. POMP – so das sprechende Akronym der Partei – reklamierte lediglich den Liberalismus für sich, der ein solches Festival möglich machte, ein alle umfassendes, unparteiisches Fest, das nicht nur Wurzeln geschlagen hatte, blühte und gedieh, sondern sich auch beständig nach beiden Richtungen hin über das festgesetzte Datum hinaus ausgeweitet hatte, bis es das ganze Jahr umfasste, manchmal bis ins nächste hineinragte und dadurch mit seinen verschiedenen Festivitäten den Neuanfang ein- und überholte. Kein anderes Festival der Welt konnte sich einer solchen feststehenden Rücklage rühmen. Es wurde nicht nur ein bewegliches Fest, sondern eine Festivität, die ständig mit Ereignissen im Rückstand war – immer ragten unerledigte Reste hinüber in die nächstfolgende Neuauflage.

Was der Wahl des Volkes gelang, ging über das Aufpolieren des Images der Regierung oder der Partei, die gerade am Ruder war, weit hinaus, denn in den Augen der Welt verbesserte das

Fest das ramponierte Ansehen der Einheimischen ganz ungemein. Dieses Festival, Veteran zahlreicher Editionen, bewies, dass, ungeachtet des gegenteiligen Zeugnisses der politischen Wahlen, die Bürgerschaft des Landes, wenn man ihr nur eine entsprechende Chance ließ, die Welt noch so einiges lehren konnte bezüglich jener politischen Kultur, die man üblicher-, jedoch fälschlicherweise den Athenern zuschrieb. Wenn man der Regierung irgendeine Einmischung vorwerfen konnte, dann lediglich die, dass sie per formalem Erlass den Höhepunkt der Nacht der Nächte mit jener maximalen Intensität ausstattete, die der *Yeomen of the Year* genannte Preis darstellt, durfte dieser doch den Titel ›Weltkulturerbe‹ tragen. Die Regierung hatte nämlich den beispiellosen Schritt unternommen, der UNESCO die erforderliche Resolution vorzulegen – mit nicht weniger als fünfundzwanzig Millionen computerverifizierten Unterschriften, ein Bravourstückchen, das allerdings erst erreicht werden konnte, nachdem drei Volkszählungen stattgefunden hatten! *Hätten wir das nicht getan, hätten wir unsere Pflicht versäumt und würden zu Recht der Gleichgültigkeit gegenüber Patriotismus, Kunst und Kreativität geziehen. Jetzt, wo wir getan haben, was wir tun mussten, stellt man uns an den Pranger und behauptet, wir begünstigten finstere Machenschaften der Regierung. Unseren Leuten kann man es einfach nicht recht machen!*

Alter Gewohnheit gemäß war, wie gesagt, der Termin für das Festival der Wahl des Volkes das Wochenende, das auf den Unabhängigkeitstag folgte, jenen manifesten Ausdruck des Triumphs des Willens seines Volkes, ein historischer Tag, an dem man die ehemaligen imperialen Herren friedlich, ohne einen einzigen Tropfen Blut zu vergießen, aus dem Amt gewählt hatte – »Unabhängigkeit auf goldenem Tablett serviert«, wie ein führender Nationalist und späterer Präsident des Landes damals trompetete. Dass sich die Nation beeilte, diesen Lapsus durch einen zwei Jahre anhaltenden Bürgerkrieg mehr als wettzumachen, konnte der POMP nicht angelastet werden, da sie zum

Zeitpunkt der Unabhängigkeit noch nicht existierte und auch nicht zur Zeit jener Sezession, die als Biafrakrieg bekannt ist. Für die Bevölkerung zählte allein der prachtvolle Phönix, der aus der Asche der Kolonisation gestiegen war.

Das Festival war in der Tat einzigartig. Es endete jeweils mit einem derartigen Schwall verliehener Preise, dass dadurch eine ganz neue Klasse von Bürgern in die Öffentlichkeit katapultiert wurde, bekannt als die *Yeomen of the Year* – kurz YoY –, Menschen, von denen die Allgemeinheit anerkannte, dass sie sich dieser Anerkennung durch Pflichterfüllung, Hilfsbereitschaft, Verdienste aller Art als würdig erwiesen hatten. Man sprach das Akronym wahlweise »Joi« aus oder auch – augenzwinkernd – buchstabengetreu als »Why o Why«. Und was für einen Kontrast bot diese Wahlparade zur Liste derer, die eine Ehrung zum Unabhängigkeitstag erhielten: fast der Alternative Oscar. Die Liste derer, die am Unabhängigkeitstag zu würdigen waren, stellte eine Nationale Anstands-Kommission zusammen, von deren Existenz und personeller Zusammensetzung kaum jemand etwas wusste. Ihr lagen keine Eingaben von Mann, Frau oder Kind für ihre Wahl vor, ihre Entscheidung war eine Konspiration hinter der verschlossenen Tür der heimlichen Kabale.

YoY hingegen etablierte sich als die echte, authentische, offen demokratische Abstimmung des Volkes, die erste dieser Art, seit sich die Nation auf die Reise in die Unabhängigkeit begeben hatte. YoY entwickelte sich zum Barometer des Pulses der Leute. Den Stirnen der Sieger drückte er jene seltenen, unauslöschlichen Stigmata einer Urmenschheit vor dem Sündenfall auf. Er lähmte allen Wettstreit und wurde als *die Reality-Show* des 21. Jahrhunderts bekannt. Selbst *Big Brother Africa* und andere voyeuristische Günstlinge virtueller Publikumsbeteiligung stach er aus.

Auch den Musikliebhabern, deren Loyalitäten zwischen den Polen Fußball und Song oszillierten, waren der *Grammy Award*

und der *Global Song Contest* der Biennale in Venedig schnuppe, seit es YoY gab. *Africa Can Dance* entwickelte zwei linke Klumpfüße. Das berühmte Filmfestival von Cannes, diese Parade von Mode, Glamour und Hoffnungsfrohen, verlor sein globales Regenbogenspektrum, als sich das nigerianische Kontingent zurückzog – dem man mit umwerfender Originalität den Namen Nollywood verpasst hatte –, das einst die mediterranen Strände mit seinen exotischen Textilien beherrscht hatte. YoY verursachte einen gewaltigen Blutsturz und ließ das beliebte Filmfestival blass und anämisch zurück. Nur Wettbüros überlebten, ja vermehrten sich – wer wird welchen Preis in welcher YoY-Kategorie gewinnen, war die alles beherrschende Frage. Kein einziges den Durchbruch ersehndes Film- oder Videosternchen, kein drahtiger Hip-Hop-Tänzer konnte es sich leisten, *die* alles überragende Show der nationalen Extravaganz zu verpassen: *Yeomen of the Year*. Der Versuch einer für Geschlechtergerechtigkeit kämpfenden Gruppe, rivalisierende *Yeowomen* zu kreieren, endete im vorhersehbaren Kollaps. Die Frauen selbst beschieden den Vorschlagenden, dass YoY von Anfang an alle Geschlechter inkludierte und einen fairen Wettbewerb auf gleicher Augenhöhe für alle verlangte, keine Pro-forma-Zugeständnisse, durch die das weibliche Geschlecht nur noch weiter degradiert würde. So allgemein war der Preis anerkannt.

Mit den Aufrufen, Vorschläge für die Nominierungen einzureichen, begannen bereits vier Monate vor der Nacht der Nächte die Vorbereitungen für die Preisverleihungsgala. Über Nacht änderte sich die Autorenschaft von Onlineplattformen. Sie wurden unter Pseudonymen gekauft oder gemietet und unter übernationale Schirme gestellt, die sich zum Beispiel »Kommentiere als Erster« nannten. Dies waren offene Plattformen für diejenigen Abonnenten, die dem marginalisierten Teil der Menschheit angehörten – manche zogen es freilich vor, vom marginalen Teil zu sprechen. Einige der Abonnenten wurden fast zu Millionären.

Professionelle Betreiber von Portalen zur Imagepflege, die schon vor dem Ruin gestanden hatten, wurden plötzlich wieder solvent. Viele nutzten diese Profite, um ihr Geschäft zu erweitern, und spezialisierten sich vor allem in einem Nebenprodukt, das in Verbreitung und Unternehmergeist aufblühte und sich den gefeierten Namen Fake News erwarb. Im Handumdrehen wurde die Meinungsbildung synthetisiert, destilliert und verdaut. YoY verlebte sich Gallup-Umfragen und andere Hinweise auf kursierende Trends und Präferenzen der Menschen ein. Man konsultierte sie, ehe die Devisenmärkte öffneten, handelte sie an der Börse und tauschte sich mit mindestens zwei Dritteln der kontinentalen Ministerien für Finanzen, Kultur und Entwicklung aus. YoY breitete seine Flügel aus und erweiterte seinen Einfluss auf nicht wenige EU-Mitglieder und asiatische Nationen. Und doch hatte das Festival ganz klein angefangen, als kaum mehr als ein verschrobenes Verständnis der gesellschaftlichen Werte einer einzelnen Nation, die man in weiten Kreisen als Riese von Afrika feiert.

Urheber, Sponsor, einziger Organisator und Ein-Mann-Jury des Ganzen (obwohl sich formal ein aus dreizehn Mitgliedern bestehendes Gremium am Abend vor der Preisverleihung zusammenfand, sich mit Speis und Trank bewirten ließ und sein Honorar einsäckelte) war Chief Modu Udensi Oromotaya, Besitzer der Zeitung *The National Inquest*, ein ausgebuffter Geschäftsmann, der den Marktwert von Eitelkeit und Rampenlicht genauestens abzuschätzen verstand, unbeirrbar richtig investierte und sicherstellte, dass alle Bürger mit einem durchschnittlichen Einkommen teilhaben konnten. Sein Vorname Udensi war schon vor Jahren zu Ubenzy umgemünzt worden, eine Vereinnahmung des Mercedes Benz, dem Statussymbol nach der Unabhängigkeit, ehe diese Nobelkarosse dem Privatjet weichen musste. Dem *Yeomen of the Year* genannten Preis, durch eine Initiative aus dem Privatsektor entstanden, die ihre Weihe durch ein

ritualisiertes gigantisches Ereignis erhielt, lag ein brillant dehnbares Konzept zugrunde, konnte er doch für alle menschlichen Aktivitäten verliehen werden – sei es die Aufdeckung eines Pädophilenrings, sei es, dass jemand einer alten Dame über die Straße geholfen hatte –, vorausgesetzt, die preiswürdige Tat war von einer Kamera eingefangen worden. Jedes Jahr bekam die Preisverleihungsjury neue Kategorien genannt – Stand der letzten Zählung: siebenunddreißig. Es hing allein davon ab, welcher neue Bewerber in der öffentlichen Arena gesichtet, zum Ziel erklärt und im Netz gefangen worden war.

Chief Oromotaya war ein erfindungsreicher Geist. Wenn die Öffentlichkeit – sprich, die aufwärtsstrebende Elite – meinte, der Gipfel der zu erlangenden, heiß ersehnten Titel sei erreicht, dann griff er einfach zur Methode »erhöhe den Einsatz« und schuf so eine ständig höher wachsende Spitze der Aspiration. Nicht anders als bei den *National Independence Day Awards*, den zur Unabhängigkeitsfeier verliehenen Preisen, doch gab es zwischen diesen beiden Preisgattungen einen leicht erkennbaren, entscheidenden Unterschied, denn nicht nur waren die Letzteren in Stein gemeißelt, sie wurden auch, wie jeder Beobachter leicht feststellen konnte, im Schnellverfahren lokal, unterschiedslos und ohne alle Steigerung, quasi horizontal verliehen. Chief Ubenzys Kreationen waren vertikal und autogen. Dadurch reizten sie zum Wettstreit an, was gelegentlich dazu führte, dass bereits Ausgezeichnete sich erneut am Startblock einfanden. Es entwickelte sich jenes kulturelle Charakteristikum, das der Schriftsteller Nkem Nwankwo – natürlich ein Sohn des Landes – so lebhaft in Titel und Werk seines Romans *Mein Mercedes ist größer als deiner* eingefangen hatte. Es entstand ein Zustand, nicht unähnlich den Emotionen, die religiös Besessene im Moment der höchsten Verückung erleben. Doch bisher hatte die immer weiter zunehmende Zahl der preiswürdigen Kategorien – von denen jede logischerweise ihre konzentrischen Kreise von Tochterkategorien

erzeugte – den absoluten Spitzenreiter, die Crème de la Crème, nicht entthronen können, jenes ultimative Crescendo der jährlichen Zeremonie, den *People's Award for Common Touch* – kurz PACT. *Vorhersagbar: Schließen wir doch einen Pakt mit dem gemeinen Mann* – so ein Kommentator des *National Inquest*, denn der Preis ehrte ja diejenigen, die ihre ganz besondere Volksverbundenheit zur Schau gestellt hatten.

Niemand erwartete, dass der absolute Höhepunkt der alljährlichen Preisverleihungen erreicht war, ehe die ersten Sonnenstrahlen auf die versilberten Lamellen der großen Kugel an der Decke des Veranstaltungsortes fielen. Kein einziger Sitzplatz in der Arena blieb lange leer, aus der Schlange im Bereich der Stehplätze löste sich ein Aspirant, der bereits mit einer Nominierungsnummer ausgestattet war. Andere hielten weiter erwartungsfroh durch, die Erregung ein spürbares Fieber, während der Augenblick der ultimativen Preisverleihung herannahte. Immerhin gab es zur Stärkung ein traditionelles sowie ein internationales Frühstücksbuffet, das schon für sich allein genommen größtes Durchhaltevermögen rechtfertigte. Zugleich bildete es eine weitere Quelle der Konfusion mit dem politischen Zirkus, bei dem ebenfalls sichergestellt war, dass es vor und während der Wahlen eine Speisung der Tausenden gab – und eine weitere nach Ablegung des Amtseids zum Beweis der Erfüllung der Wahlversprechen.

Für die Politiker, die ihr Geschäft professionell betrieben, war es kaum überraschend, dass das mit den YoY-Wahlen verknüpfte Prestige mit Händen greifbar war – vielleicht sogar übertrieben –, doch der PACT war eine Krone – nein, ein Halo, ein Band der Heiligsprechung –, von dem die Gewinner meinten, man müsse es in jeder Situation um ihre Stirnen gewunden sehen können, immer zur Stelle, als Zeugnis des untadeligen Charakters ihrer Träger zu dienen, vor allem dann, wenn sie – wie es nicht selten geschah – wegen krimineller Machenschaften oder höchst

unfrommer Praktiken auf der Anklagebank landeten. Ein YoY nach Namen und Titeln auf der Visitenkarte – Chief Dr. Soundso, M.Sc. Dip. Ed. YoY – hob den individuellen Status bereits weit genug, um als allgemeiner Türöffner zu dienen, doch diesem noch den nur einmal im Jahr an nur einen Anwärter verliehenen PACT hinzufügen zu können, war das ultimative Eintrittsbillet in die Halle der Unsterblichen der Nation, denen man zudem das Privileg eingeräumte, ihr Porträt in der Nationalgalerie aufgehängt zu sehen, Seite an Seite mit den Konterfeis der Mitglieder des Staatsrats und ausgewählter Gründungsväter der Nation. Und es billigte jedem – laut allgemeiner Zustimmung – das Recht zu, sich vor Gericht großzügige Sonderkonditionen, wie etwa mildernde Umstände, einräumen zu lassen oder sich auf das Begnadigungsrecht zu berufen, alles oft genug parat, noch ehe der Prozess überhaupt begann. Das Recht auf lebenslange Immunität – unabhängig vom begangenen Verbrechen – war ein Vorschlag, der in der Öffentlichkeit noch kontrovers diskutiert wurde.

So war es nur zu erwarten, dass diese Preiskategorie ebenso begehrt wie heftig bekämpft war. Keine Unterstützung der Öffentlichkeit war den Kritikern zu gering, um nicht umgarnt, keine zu larifari, um verschmäht zu werden. Jede Preisklasse erschuf und maximierte ihre eigene Bedeutung, ihr Potenzial, ihre Anerkennung für den Gewinner, sei es im beruflichen, geschäftlichen oder schlicht familiären Bereich. Zwar wurden wegen des unaufhaltsamen Anwachsens der untergeordneten Preiskategorien und der zunehmenden Zahl der Privilegien Zweifel laut, vor allen Dingen die Tendenz zur Einführung der allgemeinen Immunität für die dafür nicht für Wert befundenen Kategorien weckte ernste Besorgnisse, doch die ließen sich durch die Einführung der Doktrin der stillschweigenden Billigung durch die Allgemeinheit rasch zerstreuen. Was die Immunität angeht, mangelte es schließlich nicht an Parallelen und Präzedenzfällen, man

denke nur an die Pädophilen und Erpresser von Geständnissen, die in den Gerichten selbst oder in den Gouverneurspalästen das Zepter schwangen und durch angeblich zuerkannte religiös begründete Rechte immunisiert waren. Und vergrößerten sie alle nicht den Boom der Glückseligkeit selbst der Minderjährigen?

Auch das Muster der Verleihungen erfuhr einfallsreiche Variationen. Es kam vor, dass der Gewinner des Preises diesen nicht persönlich in Empfang nehmen konnte; für solche Abwesenheiten gab es Myriaden von Gründen. Ein traditioneller Herrscher, ein Geschäftsmagnat oder Gouverneur mochte meinen – selten, doch es kam vor –, es sei unter seinem Status, sich im Kreise der niederen Kreaturen des Entertainments, der Gewerkschafter oder gemeinen Agitatoren, der berüchtigten unpatriotischen Mitglieder der Gilde der Akademiker oder schlicht ihrer jungen lokalen Berater blicken zu lassen. Ein großspuriger Richter konnte der Ansicht sein, die Würde seines Amtes werde durch das grelle und protzige Ambiente der Galanacht beschädigt, ein Bischof oder Mullah konnte fürchten, allzu puritanische Schäfchen ihrer Gemeinden würden zukünftig die Gottesdienste meiden, was Einbußen in den Klingelbeuteln bedeutet hätte. Der Gedanke der erweiterten Gastfreundschaft spielte ebenfalls eine Rolle. Die Argumentation lag auf der Hand: Abwesenheit bei der eigentlichen Gala rechtfertigte eine eigene, spezielle, ganz auf die individuelle Preisübergabe abgestimmte Zeremonie – Chief Ubenzy Oromotaya hatte ein sehr anpassungsfähiges Temperament. Bei einem solchen Event bekam der Sieger seinen Preis von einem Minister, einem anderen hohen Tier, einer First Lady oder deren Sohn oder Tochter überreicht. Der Designatus seinerseits hielt auf seinem Gut eine besondere Zeremonie ab, bei der er Glückseligkeiten in einer normalerweise stark vernachlässigten Weise gewährte, ja oft mit einer Großzügigkeit, wie man sie bisher in keiner Ecke der Nation gesehen hatte.

Um seiner Idee, ein Preis des gemeinen Mannes zu sein, gerecht

zu werden, wurde der heiß begehrte PACT jedoch üblicherweise von einem Bauern, einer Marktfrau, einem Fabrikarbeiter oder Straßenverkäufer überreicht. Man klaubte sie irgendwo am Straßenrand auf, duschte sie, kleidete sie ein und behängte sie mit Karnevalsschmuck, ehe man sie auf die Bühne zerrte. Für den Fall, dass der Gewinner ferngeblieben war, wurde der verwirrte Volksvertreter als Ehrengast erneut zu den besonderen Feierlichkeiten geladen, um teilzuhaben am Toast auf die nächsten vierundzwanzig Stunden Glückseligkeit. Die Ehre, dem Symbol der absoluten Beliebtheit beim Volke den eigentlichen Preis zu überreichen, blieb, überflüssig, es zu erwähnen, in diesem Falle natürlich dem Zeitungsbesitzer persönlich, dem efferveszierenden Ubenzy Oromotaya vorbehalten.

Vielleicht sollte man bemerken, dass bei der Einführung des Preises die In-absentia-Variante nicht erlaubt war. Entweder man war anwesend und wurde geehrt oder abwesend und ging leer aus, was einen freilich nicht hinderte, seinem Curriculum Vitae eine Rubrik hinzuzufügen, in der vermerkt war, dass man zwei- oder dreimal für den YoY oder PACT nominiert war. Für den Medienbesitzer und Organisator bot der Absentismus freilich die schöne Gelegenheit, im folgenden Jahr in der übergangenen Kategorie zwei Preise zu vergeben. All dies änderte sich dank des reichlich extremen Verhaltens eines außerordentlich temperamentvollen Gewinners, eines Gouverneurs. Später, sagte Oromotaya, hätte er sich dafür ohrfeigen können, nicht gleich selbst auf die hervorragende, nur Vorteile bietende Idee gekommen zu sein, eine besondere In-absentia-Kategorie einzurichten – *Rühren Sie sich nicht vom Fleck, wir bringen Ihnen den Preis an die Haustür!*

Die Vorteile waren fabelhaft offensichtlich! Es ging schon damit los, dass YoY sich dadurch in ein bewegliches, das ganze Jahr über mögliches Fest verwandelte, das überall im Lande begangen werden konnte, denn jeder Gewinner konnte seinen Sieg ganz

nach Gusto zur genehmen Zeit, im eigenen Milieu auf die passende Art und Weise feiern, und zwar – sofern es sich um einen Amtsinhaber handeln sollte – auf öffentliche oder auf Firmenkosten. Wie viele konnten sich schon die Logistik leisten, eine Kuh, ein Schaf, einen Widder oder eine Ziege, vielleicht auch ein junges Kamel zu kaufen, in den Veranstaltungsort – das in einem Außenbezirk von Lagos gelegene Nationaltheater – zu zerren, dort zu schlachten und auf dem Spieß zu rösten? Natürlich waren nicht wenige übergücklich, beides zu kriegen – das Bad im Glitzer und Glamour der Galanacht der Nächte und die kleine Mini-Fiesta auf eigenem Grund und Boden – *Glückseligkeit auch für die weniger Privilegierten, die weder die Zeit noch die Mittel haben, sich nach Lagos zu begeben*. Der entscheidende Urmoment, der die formale Änderung in den Usancen einläutete – Gewohnheiten, die sich ohnehin bereits zu höchst extravaganten und ökonomisch robusten Mischungen der Varianten entwickelt hatten –, bot allerdings noch keinen Ausblick auf deren zukünftige Chancen, vielmehr geriet er fast zur Tragödie.

Es begab sich nämlich, dass der erwartungsfrohe Preisträger, Usman Bedu, Gouverneur aus dem Gebiet nördlich des Flusses Benue, mit einer Wagenkolonne, bestehend aus dreißig Luxusbussen und weiteren Vehikeln, anreiste, die seinen gesamten Harem von siebenundzwanzig Ehefrauen plus deren Familienmitgliedern herankarrte, summa summarum dreihundertfünfundachtzig Personen, dazu eine Kulturtruppe seines Bundesstaates mit Reiterakrobaten, die wie Figuren aus Tausendundeiner Nacht gekleidet waren und glitzernde Lanzen schwangen. Um die einströmenden Gäste zu empfangen, nahmen sie Aufstellung vor dem Eingang der großen Rotunde, die als Nationaltheater bekannt ist – Replik eines bulgarischen Sportpalasts, der hier bis auf den letzten Bolzen, Nagel und Zementklumpen nachgebildet war. Der Aufmarsch war ein persönlicher Beitrag des Gouverneurs – ein nicht bestelltes Zeichen seiner Dankbarkeit.

Nun war aber just sein Preis, wie es nicht zum ersten Mal geschah, am Morgen vor der Zeremonie anderweitig vergeben worden, das heißt, durch geheimes Votum an den Meistbietenden versteigert. Niemand hatte mit dem persönlichen Erscheinen des Gouverneurs gerechnet, niemand erwartete ihn, denn der junge Aspirant hatte seine wahren Absichten geheim gehalten, wollte er mit seinem spektakulären Auftritt doch allen eine nie gesehene Überraschung bereiten. Das geplante Szenario sah so aus: Seine Kavallerie sollte zum Flughafen kantern, um den Gouverneur zu empfangen und im bereitstehenden Rolls Royce Silver Cloud in großer Formation zum Nationaltheater zu eskortieren. Das berüchtigte hohe Verkehrsaufkommen in den Straßen von Lagos hatte der Zelebrant nicht bedacht, so narkotisierend war die Macht der Nacht der Nächte des Volkes. So war Usman Bedus Ankunft in der Tat ein Spektakel der Sonderklasse, das von den normalen Verkehrsteilnehmern, die an jenem unrühmlichen Samstag unterwegs waren, so schnell nicht vergessen werden sollte. Der junge Adelspross hatte seine Sommerferien regelmäßig in London verbracht und dort vor dem Buckingham Palast die Parade beobachtet, die man als *Trooping of the Colour* kennt, und sich entschieden, seinen Gewinn in einer nicht weniger prachtvollen Weise zu zelebrieren.

Chief Oromotaya ahnte nichts von der Anwesenheit des Gouverneurs in Lagos, bis das Hufgetrappel der Pferde auf dem Zement zum Aufgang der Rotunde zu hören war. Routinier in der »Regulierung« kleiner Pannen, wie etwa der doppelten Vergabe ein und desselben Preises, war der Sponsor äußerst überrascht von der Unsportlichkeit, mit der der Zelebrant reagierte. Doch für den Gouverneur und seine Leute galt Gesichtsverlust nicht als Kleinigkeit. Als Chief Ubenzy also Seiner Exzellenz, dem Ehrenwerten Usman Bedu, in der VIP-Lounge des Theaters zu verklickern versuchte, wie es zu der »unglücklichen Verwechslung« hatte kommen können, erfuhr die herzliche Atmosphäre

einen dramatischen Wandel. Ubenzy sah, wie die Hand des Gouverneurs in den Falten seiner *babanriga* verschwand und mit einem juwelenbesetzten Krummdolch wieder hervorkam, wie man ihn sonst nur aus Bollywood-Filmen kannte. Der Chief stieß einen Schrei aus und spürte, wie seine Knie nachgaben. Er stürzte zu Boden und griff sich ans Herz. Jetzt packte den Gouverneur das Entsetzen, glaubte er doch, sein geselliger Gastgeber erleide gerade einen tödlichen Herzinfarkt. Mit wehenden Fahnen flüchtete er aus dem Theater und begab sich schnurstracks in die Sicherheit seines Privatjets auf dem Flughafen von Ikeja, nicht ohne unterwegs seinen Sicherheitsleuten Anweisung zu geben, seine Karawane zu sammeln und eiligst die Heimreise antreten zu lassen. Ubenzy, der sich nach rasch erfolgter Erste-Hilfe-Behandlung in Form eines gewaltigen Schlucks aus der Johnny-Walker-Flasche schon wieder erholte, wurde zu einem vorsorglichen Check-up in eine Privatklinik gebracht. Von dort ließ er sich zur weiteren Untersuchung und gründlichen Erholung nach Dubai fliegen – angeblich.

Die Gala-Nacht der Nächte nahm danach ihren friedlichen Verlauf. Oromotaya beobachtete und kontrollierte das Geschehen von seiner dauerreservierten Suite im Interconti auf Victoria Island aus, während der verängstigte Gouverneur per Handy die neuesten Nachrichten über den Gesundheitszustand seines heimgesuchten Gastgebers verfolgte, der, wie man ihm sagte, in Dubai auf einer Intensivstation liege, zwischen Leben und Tod schwebend. Ehe Ubenzy offiziell in die Heimat zurückkehrte, war der Frieden, wie immer, wiederhergestellt. Der Gouverneur hatte keine Wahl. Vermittler stellten sicher, dass er Informationen zugespielt bekam, denen er entnehmen konnte, dass der Chief im Besitz von »heiklen« Unterlagen sei, die von öffentlichem Interesse sein könnten und höchst abträglich für ihn, sollten sie im *National Inquest* veröffentlicht werden. Diese erleuchtende Information befähigte den Gouverneur einzusehen, dass

die nigerianische Verfassung persönlichen Blutfehden eine klare Grenze setzt und dass stattdessen eine Interessengemeinschaft von Leuten, die in Geschäftsbeziehungen miteinander stehen, die Entscheidungsträger sind. Die Duellanten nahmen ihre alten diplomatischen Beziehungen wieder auf, und man schwor sich ewige Freundschaft. Gouverneur Bedu bekam eine individuelle, ganz besondere Ausfertigung des YoY verliehen – den *Krummdolch des Volkes*. Die beiden tauschten weitere gegenseitige Ehrenpreise aus, die Udenzy in Bedus Heimatstadt, Bedu in Udenzys feierlich entgegennahmen. Bedu veranstaltete ein Fest, bei dem zum ersten Mal in der Geschichte Nigerias ein gefülltes, am Stück am Spieß gebratenes Jungkamel auf der Menükarte stand – eine Spezialität, die offenbar aus Saudi-Arabien stammte. Bei diesem Anlass verlieh Oromotaya dem Gouverneur die Lebensschirmherrschaft über den YoY – der Chief war bekannt für seinen Einfallsreichtum, wenn es darum ging, lindernde Vaseline auf Wunden zu streichen, die manche für unheilbare Tumore hielten. So jedenfalls lautete die authentische Berichterstattung über den Verlauf der Ereignisse aus Ubenzy Oromotayas Mund – wenn er sich im Kreise seiner Vertrauten sicher wusste.

Die Jagd nach dem Goldenen Vlies, dem YoY, war allerdings, wie man beobachten konnte, nichts für Hasenfüße. Gegen die Aspiranten gerichtete Sabotageakte und Rufschädigungen, kruder wie höchst ausgeklügelter Art, waren an der Tagesordnung. Fake News verbreiteten sich tausendfach, führten zum Ruin von Ehen und Freundschaften wie zum Bankrott von Geschäftsleuten. Es gab plötzliche, unerklärliche Todesfälle. Dessen ungeachtet mussten viele zugeben, dass der Wettstreit um den *Yeomen Award*, und ganz besonders der um den PACT, auch die kreativen und egalitären Seiten der Bewerber zum Vorschein brachte, von denen es weltweit hieß, dass sie den Nigerianern eigen seien. Im Netz kursierten Videos von einem Gouverneur, der an einer

Bauernbude am Straßenrand *amala* aß, das aus dem Mehl der Jamswurzel hergestellte klebrige Grundnahrungsmittel der Yoruba, wobei ihm die begleitende Okrasoße auf den schütterten Bart tropfte, als er sich die Finger mit seiner breiten Zunge leckte und in die Kamera rülpste – *Für mich kein elitäres Silberbesteck, herzlichen Dank!* Dazu trank er Palmwein – aus der Kalebasse, versteht sich, nicht aus einem Glas oder Plastikbecher. Ein anderer Beitrag zeigte einen Senator, der eine alte Frau aufforderte, es sich in seinem BMW bequem zu machen – den er natürlich selbst steuerte –, während sein Fahrer das Bündel Feuerholz, mit dem sich die Alte geplagt hatte, im Kofferraum verstaute. Bildunterschrift: »Eine helfende Hand«.

Von einem anderen Politiker machte ein Bild die Runde, das ihn zusammen mit seinen Leuten hackeschwingend bei der Arbeit auf einem Jamsfeld zeigte, eine weitere sinnenfrohe Stimme, die eines der traditionellen Arbeitslieder schmetterte. Unterschrift: »Magen-Infrastruktur«. Ein ausgesprochen abenteuerlustiger Gouverneur ließ sich bei der Teilnahme an einem Breakdance-Wettbewerb filmen, der im berühmten Federal Palace Hotel auf Victoria Island stattfand: Unterschrift: »Gouverneur als Kaskadeur«. Und so ging es fort, während die begeisterten Follower im Netz ihre Kommentare verbreiteten, sowohl schriftlich als auch in der neuen Kurzschrift der Analphabeten – den Emoticons.

Nicht unerwartet gab es Kritiker. Was, fragten sie, passiert mit der Regierungsgewalt unter einer seriellen, zyklischen Festivalhysterie? Solche Stimmen konnten rasch zum Schweigen gebracht werden. Die Regierung, attestierten hastig herausgegebene Verlautbarungen von Ministerien und Regierungsvertretungen, blieb davon unberührt. Vielmehr profitierten alle möglichen Geschäftszweige, vor allem im sogenannten informellen Sektor. Eine Autofahrt zwischen zwei Städten, die normalerweise neunzig Minuten gedauert hatte, konnte jetzt vier, sechs, neun, zwölf

Stunden dauern, ja sich manchmal bis in den nächsten Tag hinein hinziehen, besonders während der Regenzeit, wenn sich mitten in den Schnellstraßen Seen bildeten, in denen sogar Tankschiffe versunken wären. Wo es zu solchen Staus kam, entstanden unverzüglich Straßenmärkte – die richtiger amphibische Märkte genannt werden sollten –, die das informelle BSP in astronomische Höhen schnellen ließen. Stauungen, bei denen nichts mehr ging, verhalfen der Realität zu wirtschaftlich abwechslungsreicher Gestaltung. Sogar die Kultur profitierte, gab es doch völlig neue Einträge in den Namensregistern Nigerias, einer Nation, die sich zu Recht den Ruf erworben hatte, in dieser Beziehung besonders innovativ zu sein – Tonade (»auf der Strecke geblieben«), Bisons (»auf der Straße geboren«), Aderupoko (»Überfracht«), oder Namen, die einfach nur das Gefährt bezeichneten, Bolekaja (»Personenlastwagen«), Toyota etc. lauteten die Namen der Kinder, die in öffentlichen oder privaten Transportmitteln zur Welt gekommen waren, während der Verkehr stillstand und Autofahrer unvermittelt auf den Beruf der Hebamme umsatteln mussten. Die Jagd nach fehlenden Milliarden im Staatssäckel intensivierte sich, der Premierminister persönlich flog außer Landes, um die Repatriierung neu entdeckter, bislang versteckt gebliebener Vermögen zu konsolidieren, was jedes Mal mit Fanfarenstößen verkündet wurde – die Caymaninseln, Dubai, die Vereinigten Staaten und die Schweiz standen auf seiner Liste. Diese Konterschläge würgten die missbilligenden Stimmen ab, hielten den Adrenalinpiegel der Nation hoch und die Hoffnung stetig am Leben. Ein paar unbedachte, anmaßende Parteimitglieder wurden geschasst, um die Unparteilichkeit in der Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit zu demonstrieren. Dieser sich immer wieder verjüngende Zyklus – Fehlbeträge, Verfolgung, Whistleblower, Hyperaktivität, Anwälte, Zeugen, egal, ob sie sich am Tage ihres vorgesehenen Auftritts vor Gericht als vermisst erwiesen oder nicht – vervollständigte die Liste beneidenswerter

Leistungen. Das Getrommel auf die eigenen Brustkästen tönte lauter als die Membranophone des jährlichen Trommel-Festivals in einem der angeblich glücklichen Bundesstaaten.

Da kam es als »grober Schock« für die Exekutive, die Legislative und die gesamte Bürgerschaft, als bekannt wurde, dass sich die Nation den unerwarteten – und unverdienten – Titel der »extraordinär korruptesten Nation der Welt« eingefangen hatte, verliehen von einem ehemaligen Kolonialbeamten. Diese offenbar aus dem Stegreif formulierte Belobigung löste eine sehr viel längere und heftigere Reaktion aus, als es das fortgesetzte Verschwinden von gewaltigen Brocken des Staatsbudgets je vermochte. In beiden Kammern des gesetzgebenden Hauses wurde die Arbeit unterbrochen, um die Äußerung zu debattieren und zu verurteilen. Was, so argumentierten die Debattierenden, war, bitte schön, extraordinär an einer kulturellen Verhaltensnorm? Es war purer Missbrauch der Sprache – nur weil es ihre Sprache war, war das schon Grund genug, sie so einzusetzen? Dachten sie vielleicht, der Riese Afrikas könne durch solche Worte eingeschüchtert werden? Die Legislative befürwortete eine Bewegung, die sich für den Boykott britischer Waren starkmachte. Als Nächstes ventilierte man die Möglichkeit, alle britischen Vermögenswerte einzufrieren oder alternativ alle britisch-stämmigen Einwohner des Landes zu verweisen, und natürlich den Bruch der diplomatischen Beziehungen mit einer derart impertinenten fremden Macht – jawohl, fremden! Dachten sie vielleicht, das Land stehe noch immer unter kolonialer Herrschaft, dass es solche Beleidigungen hinnehmen müsse?

Es war Zeit für den Premierminister, Sir Godfrey Danfere, sich auf eine neue Weltreise zu begeben, diesmal um Dialog zu halten mit den ausländischen Nationen, die ebenfalls die Überzeugung hegten, es handle sich bei dem seinen um einen korrupten Staat, um so das beschädigte Image seines Landes zu reparieren. Begleitet von einer Entourage, die die Karawane des so

leicht zu ergrimmenden Gouverneurs Usman Bedu zwerghaft erschienen ließ, begab sich Sir Goddie auf eine beispiellose Blitzkampagne. Die Charmeoffensive endete gerade rechtzeitig für die neuen Nominierungen der nächsten YoY-Edition. Es war eine triumphale Rückkehr. Der Premier freute sich darauf, zuerst dem Präsidenten, dann dem ganzen Volk in einer Rede an die Nation seinen Bericht vorzulegen, in dem er nachwies, dass die Verunglimpfer lediglich einen Haufen Lärm gemacht hatten und nichts weiter waren als aufgeblasene Windbeutel, Wirtschafts-saboteure, die gegen die Diversifizierung des eingleisigen Ölhandels anarbeiteten. Wir brauchen mehr Ministerien für Glückseligkeit, würde er mit Nachdruck in seiner Rede fordern, in den Bundesstaaten, die noch auf den fahrenden Zug aufspringen müssen.

»Ich bin überall gewesen«, tat er der versammelten Presse-meute kund. *Erfolg auf der ganzen Linie*, verkündete die Neonschrift über seiner imposanten Gestalt, die ihm seinen Lieblings-spitznamen eingebracht hatte: die Präsenz. »Es wird mir ein Vergnügen sein, dem Präsidenten zu berichten, wenn ich ihn morgen über die Reise informiere, dass ich nirgendwo eine einzige divergierende Stimme vernahm. Die Nation ist in keinerlei Gefahr. Wir bewahren uns unseren Platz an der Spitze als – Die Glücklichsten Menschen auf Erden.«

Auf dem Weg zurück zu seiner Machtbasis, der Villa Potenza, in den weichen Sitz der Stretchlimousine geschmiegt, tippte er seinem Stabschef, der vorn neben dem Chauffeur saß, auf die Schulter: »Rufen Sie Teribogo an. Sagen Sie ihm, er soll dafür sorgen, dass mich in der Villa ein wenig – Glückseligkeit – erwartet.«

Der Stabschef verzog keine Miene. »Glückseligkeit ist bereits da, Sir Goddie.«

DIE REISE DES PILGERS

Hart waren die Anfänge, groß die Sorgen und Nöte, lang und beschwerlich die Reise – wenn auch immer wieder unterbrochen von kurzen Spannen lukrativer Linderung – jenes Mannes, dessen Herkunft Grund für endlose Spekulationen blieb. Zu der Zeit, als er seinen zweiten Pass ausgehändigt bekam, war er als Dennis Tibidje registriert. Das Vorgängerexemplar endete in einem mitternächtlichen Freudenfeuer, entzündet im Hinterhof des Hauses seiner ersten Liaison, von dem aus er eine hastige Rückreise zum eigenen Home Sweet Home antrat. Das jugendliche Multitalent verabschiedete sich abrupt von seinem europäischen Studienort, schüttelte in einem Anfall recht-schaffener Entrüstung den Staub des Vereinigten Königreichs von den Füßen, denn der Dekan seiner Fakultät hatte ihn zu einem Vieraugengespräch gebeten, bei dem er seinen Ruf und seine Ehre verteidigen sollte, lag doch eine Anzeige wegen versuchter Vergewaltigung gegen ihn vor – eingereicht von einer Kommilitonin. Weder seine engsten Studienkollegen wussten von seiner Abreise noch seine Zimmerwirtin, der er noch ein paar Monate Miete schuldete, plus einiger bei ihr aufgenommener Notkredite, rückzahlbar, »sobald die Stipendiumsgelder eingehen«.

Nach Hause zurückgekehrt, fand Tibidje eine Nische im Film-

geschäft als Nebendarsteller in Callywood-Streifen – Produktionen, die im äußersten Südosten, in Calabar, als Konkurrenz zum nigerianischen Bannerträger Nollywood entstanden. In diesem Bundesstaat war in dem rustikalen, wasserumspülten kleinen Ort Tinapa ein brandneues, mit ultramodernen Studios ausgestattetes Filmdorf entstanden. Ein von der Filmerei besessener Gouverneur, der auch eine ungewöhnliche Leidenschaft für die Natur und ihren Schutz hegte, hatte es aus dem Boden gestampft. Tinapas technische Einrichtungen wurden genutzt, doch die Filmleute schreckten davor zurück, ihre Produktionen mit dem hinterwäldlerisch klingenden Label Tinapa zu vermarkten. Sie zogen es vor, als weiteres Findelkind jenes knorrigen Familienstammbaums zu gelten, der seine Wurzeln in dem fernen Ort an der Westküste der Vereinigten Staaten hatte, den die Welt als Hollywood kennt.

Tinapas Neuzugang verbesserte seine prekären Lebensumstände als Schauspieler durch einen Posten bei einer Publicity- und Marketingfirma. Auch besaß Tibidje eine Reihe weiterer künstlerischer Fähigkeiten, die ihm halfen, den Kopf während der Durststrecken zwischen den Engagements, die alle Berufsschauspieler nur zu gut kennen, über Wasser zu halten. Zu diesen Talenten gehörte die natürliche Begabung, die Hand- und Unterschriften anderer perfekt nachahmen und so in der Not dringend benötigte Dokumente herstellen zu können. Allerdings führte diese Fertigkeit leider auch dazu, dass sein Verbleib in der Firma nur von kurzer Dauer war. Da er die Originalurkunde seines Uniabschlusses aus bekannten Gründen nicht vorlegen konnte, präsentierte er ein Dokument, dessen Authentizität bedauerlicherweise nicht anerkannt wurde. Allerdings nicht etwa, weil das künstlerische Geschick, mit dem das Falsifikat gestaltet war, Zweifel geweckt hätte, nein, die Fälschung war perfekt, es war ein winziger computergenerierter Widerspruch in den angegebenen Daten, der einem in der Personalabteilung arbeitenden

Nerd aufgefallen war. Sein Chef lud Tibidje zu einem Gespräch vor und legte ihm nahe, den Beruf zu wechseln. Man gab zu, dass man es sehr bedaure, sich von einem Talent wie ihm trennen zu müssen, und steckte ihm sogar noch das Fahrgeld für den Bus zu, damit er in seinen angeblichen Heimatort im Bundesstaat Lagos zurückfahren konnte. Die Behauptung, er stamme aus Lagos, erklärte er damit, dass seine Ahnen dort ihre Ursprünge hätten. Tatsächlich kamen sie als Angehörige des Volksstammes der Itsekiri aus der Deltaregion. Nicht wegen sentimentaler Sehnsüchte hegte Tibidje den tiefverwurzelten, wenn gleich unterdrückten und nicht gern zugegebenen Ehrgeiz, seinen Ahnen Lagos als Herkunftsort zuzuweisen, sondern weil dieser Ort der logische Förderer seines angestrebten beruflichen Schicksals war.

Eine Zeit lang verweilte der wagemutige junge Mann am Ort eines Zwischenstopps, in der quirligen Stadt Port Harcourt, und überdachte seine weiteren Schritte. Eine Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Die drei Monate seiner Festanstellung sowie der Ausflug in die Gefilde der Filmemacherei hatten mehr als ausgereicht, ihn mit hilfreichen Kontakten auszustatten. Der Schritt in die virtuelle Welt des Internets war rasch getan, wobei er sich vor allem auf die Accounts seiner einstmaligen Kollegen fokussierte. Nur knapp einer Polizeirazzia entkommen, die sich das Café zum Ziel genommen hatte, in dem sich die Yahoo-Yahoo-Bruderschaft – so die Eigenbezeichnung dieser Bauernfänger – zu treffen pflegte, entschied Tibidje, dass es erneut Zeit sei für einen Tapetenwechsel, und zwar einen so gründlichen, dass er auch seine Person betraf. Eine seiner früheren Publicityfirma geleistete Zahlung zu stornieren und den Betrag auf das Konto einer Reiseagentur umzuleiten, war in ein paar Stunden intensiver morgendlicher Arbeit erledigt. Als nunmehriger Besitzer eines Rückreisetickets nach Houston, USA – via New York –, sowie eines Passes, der der genauen Prüfung der Einreisebehörde

standhalten müsste, war die Sache seines Abschieds geritzt. Allerdings, wie ihm siedend heiß einfiel, fehlte ihm noch das Visum. Doch mit der ihm eigenen Dreistigkeit war er sich sicher, den Beamten der amerikanischen Einwanderungsbehörde glaubhaft versichern zu können, dass er ein politisch Verfolgter sei, der Hals über Kopf fliehen müssen. Tibidje flog ab, landete und erhielt seine Aufenthaltsgenehmigung – für ein Sammellager für illegale Einwanderer in Newark, New Jersey. Zusammen mit einem bunt gewürfelten Haufen internationaler Reisender hatte man ihn per Bus dort hingekarrt.

Neun Monate später, nach einem aussichtslosen Kampf mit Amerikas Homeland Security, fand er sich auf afrikanischem Boden wieder. Die Übergangszeit in dem Pferch für ungeladene Gäste hatte er genutzt, um sich mit neuen Bekannten zu vernetzen, innerhalb und außerhalb der Anstalt. Er hatte telefonieren können und mit Menschenrechts- und Wohltätigkeitsorganisationen korrespondiert, sogar mit ein paar einsamen Damen. Am wertvollsten waren ihm die internen Kontakte – vor allem die Besuche eines christlichen Geistlichen unbestimmter Konfession, doch mit Verbindungen zu einer westafrikanischen Mission in Liberia. Für eine Weile beschäftigten den Festgesetzten auch die Besuche der Geistlichkeit der *Nation of Islam*. Diese Seelenhirten von Louis Farrakhans Büro für Gefangenenbetreuung waren ebenfalls sehr an dem jungen Mann aus Nigeria interessiert. Sie versorgten ihn großzügig aus der *zakat*, der obligatorischen Armensteuer, die ihre Glaubensgenossen für den gefangen gehaltenen Märtyrer zur Verfügung stellten, aber auch mit Lesungen aus ihren heiligen Schriften. Tibidje schloss sich ihnen an und stellte sicher, dass ihm die Dividende aus diesem Kampf um seine Seele aus beiden rivalisierenden Lagern zufloss. Die Balgerei um ihn hielt über die Dauer seines Verbleibs an; er erwog die Optionen und entschied sich am Ende für die christliche Glaubensgemeinschaft, kam sie seinen Plänen für sein persönliches

Heil doch deutlich näher. Als der Augenblick kam und der Bus ihn und einen Teil seiner Mitgefangenen zwecks Ausweisung zum Flughafen brachte, da war er, anders als die meisten anderen in dem Vehikel, keineswegs der niedergeschlagene Illegale, der zu seinem Leidwesen zum Kontinent seiner Geburt retourniert wurde.

Allerdings kehrte er nicht genau zum Ausgangspunkt zurück, denn es war Tibidje gelungen, seine Kaperer mit Hinweis auf die ihm dort drohende Verfolgung zu bewegen, ihn nicht nach Nigeria zu verbringen, sondern nach Liberia, dem Land der Freiheit. Durch Unterhaltungen mit seinen Mitgefangenen sowie durch fleißige Lektüre wusste er, dass Liberia mit den Vereinigten Staaten enge Beziehungen pflegte, handelte es sich doch fast um eine ehemalige Kolonie, was ihm nun zum Vorteil gereichte. Irgendwann während der Flugreise gestand sich der zukünftige Seelenhirte ein, dass er seine wahre Berufung gefunden hatte – die Predigt des Evangeliums. Er hatte, so erklärte er, einen höchst lehrreichen Aufenthalt hinter sich, der den großen Wandel seines Lebens bewirkt hatte. Der Aufenthalt im Gefangenenlager war nicht gänzlich inhuman gewesen. Das Essen war ausreichend und einigermaßen genießbar. Es hatte eine kleine Anzahl gespendeter Bücher und Zeitschriften gegeben, ein einziges Regal voller vorrangig religiöser Erbauungsschriften, das als Bibliothek durchging. Zum Bestand gehörten nicht nur die zu erwartenden Heiligen Schriften der christlichen wie der islamischen Religion, sondern auch Oscar Wildes *Ballade vom Zuchthaus in Reading*, John Bunyans *Pilgerreise*, Khalil Gibrans *Der Prophet*, die Schriften Thomas Mertons sowie andere Werke spiritueller Suche und Erbauung. Dass sich darunter auch das *Kamasutra* fand, war verblüffend, doch es ging das Gerücht, einem ehemaligen Insassen sei es gelungen, den für die Bibliothek zuständigen Wärter zu überzeugen, dass es sich bei diesem Buch um die »Bibel« einer Hindusekte handle, die von den Vereinten Nationen, zu denen ja auch die USA gehörten, offiziell als Religion aner-

kannt werde. Es liefe also auf die Verletzung der UN-Rechte hinaus, würde dieses Buch aus der Bibliothek ausgeschlossen. Bei seinem Abschied befreite Tibidje die Einrichtung von der peinlichen Gegenwart dieses Lesestoffs.

Die Insassen hatten nach Herzenslust fernsehen und sogar beratende Anwälte empfangen können. Tibidjes Geist war auf Trab gehalten, er genoss die Solidarität des ihn besuchenden Geistlichen, dem er bald hilfreich zur Hand ging bei der Vorbereitung seiner Stegreif-Predigten. Als er schließlich in Monrovia eintrudelte, empfing ihn der dortige Bundesgenosse des amerikanischen Kaplans sofort mit einer herzlichen Umarmung und nahm ihn unter seine Fittiche.

Die Zeit in Liberia erwies sich als weitere Lernphase. Neben anderen Vorzügen, die ihm der Gefängnisaufenthalt in Newark gebracht hatte, war Tibidje nun in der Lage zu behaupten – und zwar absolut wahrheitsgemäß –, er sei in den USA gewesen und habe dort mehrere Monate unter der Obhut eines Dieners Jesu Christi zugebracht. Zum Beweis hatte er sich einen amerikanischen Akzent zugelegt und konnte die Silben so perfekt und überzeugend nasalieren wie nur je ein gebürtiger Amerikaner. Tatsächlich waren Tibidjes frühere Aussprache und das einstige Timbre seiner Stimme nicht mehr zu erkennen, nicht einmal für die Jungs der Yahoo-Yahoo-Bruderschaft. Der Wanderer hatte die lange Odyssee zurück ins Heimatland angetreten.

Doch das Unglück blieb ihm auf den Fersen. Kaum war Tibidje in Liberia gelandet, brach der Bürgerkrieg aus, ein kleines Geschenk eines gewissen Ex-Stabsfeldwebels genannt Sergeant Doe. Der zufällige Immigrant war kein Draufgänger, also machte er sich über das nahe Gambia in den Senegal aus dem Staub. Es war eine reine Instinkthandlung, und Tibidje gehorchte immer, wenn ihn die Inspiration erfasste.

Da Senegal eine französischsprachige und überwiegend muslimische Nation ist – allerdings auch eine höchst kosmopolitische –,

fiel sein Aufenthalt hier extrem kurz aus. Das stimmte ihn traurig, da er das Ambiente als seiner Sache sehr förderlich ansah, war er doch von einer piekfeinen, zuvorkommenden christlichen Minderheit umgeben. Unterstützt von dem evangelikalen Netzwerk, das die ganze westafrikanische Küstenlandschaft mit ihren vielfältigen Glaubensvorstellungen überzieht, begab er sich nach Sierra Leone. Als Besuchs- oder Hilfsprediger verdiente sich der fahrende Apostel einen bescheidenen Lebensunterhalt, gelegentlich trat er sogar im Fernsehen auf, wenn er bei Übertragungen von Marathon-Erweckungsversammlungen dem einheimischen Star der religiös verzückten Massen als Einheizer Vorarbeit leistete. Nigeria blieb jedoch sein ultimatives Ziel – sei es das Delta oder Lagos –, die Heimat lockte, denn die Heimat war da, wo er sich niederlassen und sein Apostel-Reich errichten konnte. Inzwischen war jeder verstreichende Tag und Monat eine Azubi-Zeit, und Tibidje war ein sehr gewissenhaft Lernender. Wichtiger noch, konnte er wie kein Zweiter Netzwerke aufbauen, und er war ein beeindruckender Prediger. Selbst in der Elfenbeinküste, wo die Landessprache wiederum Französisch war, faszinierte die Dynamik seiner Botschaft – und Verkündigung – so sehr, dass sich die Dolmetscher wahre Schlachten lieferten im Kampf darum, wer ihn übersetzen durfte.

Echte Kriege – es war die Ära der Bürgerkriege – hinderten sein Fortkommen beharrlich, doch inzwischen boten solche Unannehmlichkeiten nur noch zweckdienliches Material für seine Pilgerreise, indem sie Erzählungen über die Qualen und Sorgen des Lebens lieferten. Sie ermöglichten ihm Predigten, die von wundergleichen Rettungen aus allerhöchster Not kündeten. Horror ließ sich auf Horror stapeln, dem winzige Dosen erfolgreicher Errettung gegenüberstanden. Gebannt lauschten ihm die Gemeinden, das Halleluja schweißte sie zusammen, um für die Erhaltung des Mannes zu sorgen, der klar vom Schicksal auserwählt war, das Wort Gottes zu verkünden. Zu seinem bleibenden

Bedauern war es ihm nicht gelungen, sich einen Termin für eine Kanzelpredigt in *dem* Kirchenbau der Elfenbeinküste zu sichern, der Imitation des Petersdoms in Rom, die sich das einstmalige Staatsoberhaupt Houphouët Boigny in der Hauptstadt Yamoussoukro hatte errichten lassen. Von der Bevölkerung wurde der Bau, der das Original an Größe übertraf, *Grande Folie* genannt. Auslöser für das Bauprojekt war ein plötzlicher Großbrand in der Politik der Elfenbeinküste, die Eskalation eines Konflikts, der dem Land bald den Lorbeer in den Vernichtungskriegen einbrachte, die jetzt zum Erkennungszeichen der einst so friedlichen Staaten Westafrikas wurden. Und doch bedeuteten diese grimmigen Wechselfälle des Lebens nichts weiter als aufrüttelndes Material für die Homilien zur elften Stunde. Wer wollte sich nicht mit dem fahrenden Apostel identifizieren, der ausmalte, wie er jüngst in höchster Gefahr stand, von dem Haustier-Krokodil des verblichenen Staatsoberaupts verschlungen zu werden, weil ein paar mit Drogen vollgepumpte Kommandanten ihn – nur so zum Spaß – in den Graben gestoßen hatten, in dem die Bestie hauste. Solche Reminiszenzen, Gott sei's geklagt, mussten die meisten ivoirischen Gemeinden missen – Apostel Tibidje war bereits weitergewandert in die Republik Ghana.

Tatsächlich war es in Ghana, einer Zone vergleichsweise Stabilität, wo er, wie er später berichtete, seine erste Epiphanie erlebte. Es geschah mitten in einem Erweckungsgottesdienst, der von den Stimmen der mehr als zehntausend verzückten Gläubigen widerhallte, in einem Fußballstadion in Kumasi. Man hatte ihn wieder einmal in letzter Minute als Aushilfsprediger engagiert, und mitten in seiner ekstatischen Erbauungssuada hielt er plötzlich inne. Etwas, das er gerade gesagt hatte, etwas, das seiner Kehle entschlüpft war, erzwang einen unmittelbaren Rücklauf des Tonbands in seinem Kopf, zurück zum Anfang der Äußerung, die er gerade getan hatte, die Wurzel der Resonanz, die er bei den Zuhörern bewirkte, ein Augenblick, der dem Blitz aus

heiterem Himmel gleichkam. Geblendet, verwirrt, zungenlahm stand er vor seinem gefesselten Massenpublikum – ...*deshalb, Brüder und Schwestern, schart euch zusammen, strömt zu den Stätten der Prophezeiung, wo immer ihr sie findet, suchet des Propheten Ort, wo der Geist des Herrn wohnt ...* – und musste innehalten, überwältigt von der Klarheit der Botschaft, die in seine Standardrede eingeschlagen hatte wie die Faust der Inspiration – *des Propheten Ort* war ihm als *Prophetenhort* entfahren. Nervös blickte er sich um, hoffend, niemand außer ihm möge in dieser apostolisch aufgeheizten Ansammlung den winzigen kreativen Lapsus bemerkt haben. Einen Moment lang übermannte ihn der Geistesblitz und pflanzte tiefe Zweifel in seinen Geist – konnte es sein, dass er wahrhaftig der wahre Jakob war, dass er tatsächlich eine authentische prophetische Eingebung erfahren hatte? Warum hatte noch keiner seiner Vorgänger diesen exquisiten, ja honigtriefenden Namen für einen Ort spiritueller Suche gefunden? Konnte es sein, dass er in der Tat – ihm selbst bisher gänzlich unbekannt – berufen war? Es brauchte Tage voller nervenzerrüttender Selbstzweifel, ehe er sich versichern konnte, dass er vom Pfad seiner wahren Berufung nicht abgewichen war – als geschickter, kreativer spiritueller Scharlatan. Als die Folge der Erleuchtung abgeklungen war, packte er seine Siebensachen und verdünnsierte sich. Er war jetzt stolzer Besitzer eines VW-Campingbusses, ausgestattet mit Tonbandgeräten, die ihren Saft aus der Lichtmaschine bezogen, dazu ein paar Flüstertüten, war also bestens ausgerüstet, jederzeit eine improvisierte Erweckungsversammlung abzuhalten. Begleitet von drei treuen Anhängern, einer davon als Aushilfsfahrer, machte er sich gen Osten auf. Es war an der Zeit!

Freilich nicht nach Port Harcourt, nicht sofort, nein, den Süden, wo er unter den vom Starruhm besessenen Zelebritäten Freunde und Bekannte hatte, mied er tunlichst. Es war geboten sicherzustellen, dass genügend Zeit vergangen war und niemand sich an ihn erinnerte. Er kehrte in die Nation der Glückseligkeit

zurück, wissend, dass er an der Westküste auf ein paar Gleichgesinnte traf oder notfalls ganz im Süden, in Südafrika, wo es so einige gab, die für ihre spirituellen Heilverordnungen berüchtigt waren, zu denen das Verschlucken lebendiger Schlangen und Mäuse gehörte, weil nur so der Teufel ferngehalten werden konnte. An die Heimatfront zurückgekehrt, erneuerte er seine Kontakte mit einer bereitwilligen Schar von Spähern und Leuten, die wussten, wie man Dinge ermöglicht, gar erzwingt – einige von ihnen sollten ihn ganztags als Sicherheitskräfte umgeben. Gottesmänner – doch inzwischen zunehmend auch Gottesfrauen – genießen im Lande der Glückseligkeit einen bemerkenswerten Status, einen Respekt, den ihnen auch Vertreter rivalisierender Glaubensrichtungen zollen. Grundsätzlich, so scheint es, herrscht große Bereitschaft zum Schulterschluss um des gemeinsamen Zwecks willen. Kaum hatte Tibidje in einem umgewidmeten Kaufhaus für Gebrauchsgüter seine erste Predigt gehalten, wurde er schon zur begehrten Person im Kreise der oberen Mittelklasse. Allerdings gelang es ihm auch mit Leichtigkeit, eine Atmosphäre des Mysteriösen zu schaffen, die gläubige Männer und Frauen in Bann schlug und ihm den Zutritt zu den mittleren und bald auch höheren Rängen der Macht ermöglichte. Tibidje musste sein Debüt als Neuankömmling in der Arena spirituellen Edelmut kaum ankündigen. Vor seiner Abreise aus Ghana waren seine Späher schon ausgefächert, um die Lage auszuloten, und hatten seine triumphale Rückkehr vorbereitet. Ihre Empfehlung lautete: Kaduna, eine Stadt, deren Bevölkerung zu fast gleichen Teilen zwei miteinander im Wettstreit liegenden Glaubensrichtungen angehört. Der inzwischen selbstständige Apostel erschien dort mit kahl geschorenem, von Öl glänzendem Schädel. Ein Vollbart brachte seine Erscheinung in die Nähe einer Kohlezeichnung, die er irgendwo aus einem Buch entwendet hatte, die den weisen Nostradamus darstellte.

Jede Umgebung stellt ihre eigenen Ansprüche, die Menschen

haben dort jeweils ihren eigenen Durst und Hunger. Tibidje fühlte sich »berufen«, hier in Kaduna, einer Stadt, die sich langsam zu einem Liberia, Sierra Leone oder die Elfenbeinküste imitierenden Mikrokosmos entwickelte, das Evangelium des Friedens zu predigen. Und doch war Kaduna ganz anders. In keiner Weise war es vergleichbar mit Maiduguri, der weit im Nordosten gelegenen Brutstätte religiöser Fundamentalisten, die die Stadt permanent belagerten. Kaduna war bedroht, doch noch war es relativ friedlich. Für einen Rückkehrer, der ein unbeflecktes Erscheinungsbild brauchte, aber voller spiritueller Hormone steckte, war Kaduna ein sicherer und vielversprechender Ort. Es kostete ihn nicht viel Zeit, mit dem Gouverneur des Bundesstaates in Kontakt zu treten, der jung war, unerfahren und bereit, jede Aussicht auf Schlichtung in einer geteilten Stadt zu begrüßen. Ein leitender Staatsbeamter ebnete Tibidje den Weg.

»Wenn wir nur eine Möglichkeit finden könnten, diese Killer im Zaum zu halten«, lamentierte der Gouverneur, als ihm Tibidje seinen Höflichkeitsbesuch abstattete.

Der Besucher ließ sich die Chance nicht entgehen: »Haben Sie schon versucht, mit ihnen in Kontakt zu treten und ihnen Bezahlung anzubieten? Werfen Sie ihnen Geld vor die Füße und schauen Sie zu, wie sie sich darum streiten.«

Seine Referenz als Veteran der westafrikanischen Kriege verlieh ihm Autorität. Ebenso wie seine Kenntnis der nigerianischen Geschichte, war es doch ein ehemaliger Gouverneur des Bundesstaates Kano gewesen, dort »Der sanfte Beschwichtiger« genannt, der genau das getan hatte. Er hatte die Mitglieder der Maitatsine genannten Sekte, ein nur noch wenigen bekannter Vorläufer von Boko Haram, mit Geld abgewimmelt. Die Maitatsine hatten vor allem orthodoxe Muslime bekriegt – sie seien die wahren Feinde Gottes und der Menschen, eine Schande aller Schwarzen Völker, weil sie die Knie beugten vor falschen Propheten, den sie versklavenden Aposteln arabischer Herkunft!

Jeder, der ein mechanisches Transportmittel benutzte, erregte den heiligen Zorn der Maitatsine. Die Bestrafung solcher Ungläubigen war die sofortige Strangulierung mit der Kette des Zweirads, auf dem der Radfahrer zur Arbeit oder zum Markt gestrampelt war. Die Maitatsine legten sich auf die Lauer, um die Arbeiter abzapfen, sie kaperten mit Kohle betriebene Züge, nahmen die darin fahrenden Männer gefangen und versklavten deren Frauen. Sie befestigten ihre Enklaven und setzten innerhalb des Gouvernements ihren eigenen Gouverneur ein. Die Lösung des sanften Beschwichtigers hieß: Speise mit dem Teufel an einer reich bestückten Tafel und halte Päckchen zum Mitnehmen bereit, gut mit Millionen gefüllt.

In der Tat hatte sich in diesem Teil des Landes viel ereignet in den sieben Jahren, die Tibidje in der Ferne zugebracht hatte. Nun waren nicht länger mechanische Fortbewegungsmittel die verbotene Frucht, sondern – Bücher. Das geschriebene Wort. Jetzt wimmelte es überall von bewaffneten Soldaten, Straßenblockaden zwangen die Autos, Zickzack-Kurse zu fahren, die Passagiere mussten aussteigen, mit ihrem Gepäck durch den Sperrgürtel laufen, während die Wagen selbst an den Straßenrand gelenkt und dort gründlich gefilzt wurden. Das Wort Martyrium hatte eine neue Bedeutung bekommen, denn um seinen Horror zu steigern, meinte es nicht länger die freiwillige Unterwerfung unter Verfolgung, Selbstverstümmelung oder Tod, jetzt bedeutete es die angeblich erforderliche Verstümmelung von keineswegs zustimmenden Erwachsenen und Kindern, überall, zu jeder Zeit, auf Parkplätzen, Märkten, Schulen und ähnlichen Institutionen, auf Freizeitplätzen und an Arbeitsstätten. Kirchen boten sich als die provokantesten Ziele an, dem sich bald die spirituellen Zaungäste zugesellten, die als noch schlimmer angesehen wurden als die eigentlichen *Kafirs*. Besonnenheit riet Tibidje, seinen geplanten Tempel am südlichen Ende der die Stadt durchtrennenden Brücke einzurichten. Das Leitmotiv war

sichtbar, greifbar, vorgefertigt wie für den ersten bewussten Symbolisten: Die physische Brücke war von Menschen gebaut und unausweichlich eine Trennung. Er aber würde die geistige Brücke sein, der Bote des Friedens und der Heilung. Es kam ausgesprochen gelegen, dass die beiden problematischen Tugenden – Frieden und Einheit – auch in die Nationalhymne eingebettet waren. Tibidje integrierte die entsprechende Textzeile – und einen Fetzen der sie umkleidenden Melodie – in die Predigt, die seine sonntäglichen Gottesdienste einleitete, sowie in seine Version der Doxologie. Der Gouverneur war tief beeindruckt. Tibidje zehrte von der fast einjährigen Haftzeit in Newark, der engen Verbundenheit mit den beiden religiösen Strömen. Als Vermittler sei er ein Gottesgeschenk, vertraute der Gouverneur seinen Beratern an, und ein natürliches Förderband für Beschwichtigungsgelder. Millionen gingen von Hand zu Hand, und eine nicht geringe Portion blieb unterwegs kleben. Verdacht kam auf. »Wir haben doch alles gezahlt, was abgemacht war«, jammerte der Gouverneur. »Hier sind meine Zeugen, und ich habe sogar Quittungen.«

Tibidje lächelte selbstzufrieden. »Es ist genau, wie ich es voraussagte. Das Geld hat Zwietracht unter ihnen gesät. Sie betrügen sich gegenseitig, es gibt kein Vertrauen mehr unter ihnen. Jetzt können Sie den Rest Gott dem Herrn überlassen – er wird dafür sorgen, dass sie bis zum Tod gegeneinander kämpfen.«

Probleme ähnlicher Art schienen auch Tibidje zu plagen. Sein Timing hätte nicht ungünstiger sein können. Die Terrormiliz Boko Haram hatte sich nämlich genau die Zeit seiner Ankunft gewählt, um ihre Schläfer zu aktivieren und ihre eigenen Vereinigungspläne über die Brücke der Trennung hinweg zu verfolgen. Andere, weniger religiöse Stimmen behaupteten, es sei überhaupt nicht Boko Haram gewesen, sondern frustrierte Ganoven, die sich als Schutztruppe gerierten. Sie hätten die Geduld verlorren, weil der vom gewählten Gouverneur versprochene warme Regen ausgeblieben sei. Die Konsequenzen gaben den Ausschlag.

In einer tödlichen Nacht missachteten die Rebellen die fast verwaiste militärische Pufferzone, brachen durch, fächerten aus und ließen ihrem angestauten missionarischen Grimm freien Lauf. Tibidjes Hauptsitz, erst zur Hälfte errichtet, doch bereits für die wöchentlichen Gottesdienste genutzt, ging in einer Feuertaufe unter. Der Gouverneur zögerte. Er konnte es noch immer nicht fassen, dass auf so unerklärliche Weise Gelder verschwunden waren, schließlich aber entschloss er sich, alles den Händen Allahs zu überlassen, und befahl seinem Adlatus, ein Beileidsschreiben zu senden. »Aber übertreiben Sie's nicht«, mahnte er.

Es reicht, räumten alle gegenüber Tibidje ein, der mit einem Vorzug ausgestattet war – einer loyalen Gefolgschaft, ein sorgsam gepflegter, gelegentlich erneuerter Kern, jeweils nicht mehr als vier bis sechs Leute. Er achtete großzügig auf ihr Wohlergehen, im Gegenzug achteten sie auf seine Geschäfte. Jede weitere missliche Situation schärfte seinen Überlebensinstinkt und sein inneres Frühwarnsystem. Durch seine Erfahrungen, die er in den ECOWAS-Staaten gesammelt hatte – ein weiteres Projekt der Vereinigung –, war er nicht ganz unvorbereitet, als seine – rituell – noch nicht geweihte Kirche in Flammen aufging und zwei seiner Leutnants massakriert wurden. Es war ein grausiger Rückschlag, eine gewaltige Abschreckung. Tibidje war schließlich auch nur ein Mensch, er hatte niemals vorgegeben, etwas anderes zu sein, und so dachte er daran, alles preiszugeben. Tatsächlich zog er eine zweite Einreise in die Vereinigten Staaten in Erwägung, diesmal mit bloßem Hinflug-Ticket. Ein neuer Name. Eine neue Geschichte. Ein Neuanfang. Ein neues Leben. Während die Emotionen in der Seele des repatriierten Sohnes des Landes kämpften, blickte er auf die Vergangenheit zurück und begegnete einem einschüchternden Gespenst: eine unerfüllte Abmachung! Ein Leben im Limbus. Tief in seinem Innern rebellierte etwas. Er erinnerte sich an Gelöbnisse, feste Versprechen, Versprechen der Jugend, die er sich selbst und seinen Altersgenossen gegeben hatte.

Die stoische Gelassenheit, mit der der Prediger sich schließlich mit all diesen Widrigkeiten auszusöhnen verstand, manifestierte sich nirgendwo brillanter als in dem Moment, in dem er, inmitten der Trümmer des eingestürzten Daches seiner Kirche stehend und mit den Füßen in Asche und verkohltem Holz scharrend, zu seiner Abschiedspredigt anhub. Es war ein unvergessliches Spektakulum. Im schwindenden Licht des Abendrots stand er mit spiegelnder Glatze und zitterndem Bart, der den Zorn der Erde zu beschwören schien, vor seinen Anhängern und erinnerte sie wortgewaltig, dass die Zerstörungswut jetzt nicht mehr nur die christlichen Orte der Andacht heimsuchte, sondern auch vor den Moscheen nicht haltmachte. Ja, die moslemischen Fanatiker würden die eigenen Glaubensbrüder sogar mit noch ärgerer Brutalität bedrängen. Darauf gebe es nur eine Antwort: die Einheit aller Angegriffenen. Der Stab des Glaubens sei in die Hände des Satans gefallen und müsse zurückgewonnen werden, er müsse gereinigt und wieder in die Obhut der Frauen und Männer guten Willens gelegt werden, seien diese Christen oder Moslems. Diese Einheit des Willens müsse die jetzt noch Triumphierenden in spirituelles Chaos stürzen und in die Flucht schlagen. Eine unterschiedslos wütende Plage müsse sie alle zu künftigen Opfern machen. In diesem Moment, als Bruder Tibidje den eigenen Rat suchte, wurde er ihm zuteil: *Siehe, aus dem Bösen erwächst das Gute*. Diese strukturgebende, stärkende Lösung traf ihn mit einem solch überwältigenden Schlag ins Gesicht, dass er nach Luft schnappte und sich an den Augenblick in Kumasi erinnert fühlte. Er fiel auf die Knie – obgleich er seine besten Priesterhosen trug, gerade erst aus der *Seelen für Gott-Chemische Reinigung, mbH*. abgeholt, eine schwarze Hose mit dunkelgrauen Streifen – und widmete sich wieder der jetzt vorrangigen Mission: seinem ökumenischen Bestreben. Es war nicht wirklich eine erneute Epiphanie, doch es kam ihr sehr nah.

Tibidjes Seelenpein bekam eine neue Bedeutung und neue

Dringlichkeit. Der neunmonatige Aufenthalt in Newark hatte ihm den Weg gewiesen, doch damals hatte er ihn noch nicht erkannt. Bis zu diesem Moment, als sein Fuß in der Asche seines gestutzten Bekehrungseifers scharrte, war auch er von der Idee ergriffen, dass die geteilte Stadt Kaduna der frommen Neigung zur Protektion bedurfte. Doch das reichte nicht mehr. Was die Welt – nicht nur die Nation der Glückseligen – brauchte, war eine neue, allumfassende Religion! Auf dem Silbertablett der Frömmigkeit waren seinen Händen zwei streitende Weltreligionen dargeboten, vereint nur in ihrer Opferlehre. Der Ruf nach einer Religion des Friedens, echten Friedens, nicht der Friede bloßer spiritueller Rhetorik, er lag förmlich in den Wehen. Rasch folgten erste gedankliche Entwürfe. Ein einzigartiger Ort für alle Glaubensrichtungen, eine Stätte für ehrfürchtig verehrte Seher, die beiden Religionen etwas zu bieten hatten in ihren vereinigten ebenbürtigen Kulturen, jenseits aller Kontroversen, neutral und entgegenkommend. Beide Seiten prahlten doch mit einem Überangebot an Propheten – und vermarkteten sie. Als er den drei Überlebenden seines sogenannten Ältestenrats sein Projekt präsentierte, erwies es sich sofort als Hit. Entzückt jubilierten sie: *Du bist wahrlich berufen, Apostel Tibidje.*

Eine Hauptzutat, auf die der Evangelist schon früh seine Aufmerksamkeit richtete, war – Bravour! Vor seinem geistigen Auge sah er die vollbesetzten Amphitheater, in denen er für die modernen Stars der TV-Gottesdienste im Vorprogramm aufgetreten war. Waren sie etwa bessere Redner, belesener, weltgewandter als er? *Dein Problem, mein Junge*, schalt er sein Abbild im Badezimmerspiegel, *ist deine Schüchternheit, dieses illegitime Kind der Erinnerung. Zeig mehr Chuzpe!* War er nicht umgeben von Gouverneuren, Senatoren, Staatssekretären, Bankern, denen man Gott weiß was zur Last legte? Trotzdem stolzierten sie in aller Pracht umher, manipulierten die Justiz, taten groß, als gehöre ihnen die Welt, und konnten nicht zur Rechenschaft gezogen werden, weil

die zuständigen Richter in Pension gingen, befördert oder von dem Fall abgezogen wurden, Zeugen verstarben, Akten verschwanden. Gegen Kaution ließen sie sich auf freien Fuß setzen, beantragten aufgrund gefälschter ärztlicher Atteste Vertagungen der Prozesse, wobei sie sich in der von ihnen abgezogenen Schau gern überboten, betraten sie den Gerichtssaal doch schwer nach Luft ringend, an Krücken humpelnd, gar auf einer Trage liegend, von Kopf bis Fuß bandagiert wie eine ägyptische Mumie, doch schon am nächsten Tag sah man sie am Strand von Florida putzmunter Kapriolen schlagen. Sie hatten nicht einmal den Anstand, eine angemessene Zeit verstreichen zu lassen, ehe sie sich wieder in der Öffentlichkeit zeigten, und Besorgnis für die ihnen gefällig gewesenenen Richter äußerten sie auch nicht. Einige waren schon wieder munter dabei, Streifzüge in die Wahlkampfarena zu unternehmen, Bestechungsgelder flossen, und ganz offen rührten sie die Werbetrommel für ihre YoY-Nominierung. Also? Wer sollte sich noch an die juvenilen Ausrutscher erinnern, die ihn zu seiner Odyssee veranlasst hatten, da es um ihn herum doch nur mindere Talente gab, die nicht halb so viel rhetorische Begabung hatten wie er. Und was die Schriften anging, so kannte er die Bibel, den Koran, die Upanischaden, das Bhagavadgita vorwärts und rückwärts – na ja, zumindest die wichtigsten Brocken. Was zählte, war die Fähigkeit, jeden anderen aufstrebenden Prälaten mit Zitaten einschlägiger Stellen außer Gefecht zu setzen. Oder die Erzählungen geschickt so zu verdrehen, dass sie den Ohren der Zuhörer als ihnen aus der Bibel oder dem Koran stammend vorkamen. Er hatte die Minibibliothek in Newark gut zu nutzen gewusst, die wortmächtigsten Deklarationen der Schriften bedeutender Prediger auswendig gelernt, wie die des legendären Father Divine, schwarzer Führer der Peace Mission genannten religiösen Bewegung.

Also der – und wieder, vielleicht schon zum hundertsten Mal, schüttelte Tibidje bewundernd den Kopf –, der Typ war einfach

Spitze! Father Divine beschwor den Zorn Gottes herab auf das Haupt jenes Richters, der die Kühnheit besessen hatte, ihn wegen eines geheimnisvollen Verbrechens schuldig zu sprechen, das er »Post-Betrug« genannt hatte. Dabei wusste die ganze Welt, dass Father Divines Verbrechen allein darin bestanden hatte, seine Genossen unter den Nachkommen der Sklaven brieflich zu mobilisieren, damit sie mit ihm dafür kämpften, in ihren Heimatkontinent repatriert zu werden, und dass die Regierung der weißen Sklavenbesitzer diese Rückreise bezahlen sollte, ergänzt um Wiedergutmachungsgelder für die Generationen der Versklavung. Niemand konnte diese Wahrheit leugnen. Und so kam es, dass, als der Richter seinen Spruch fällte, Father Divine mit seinem Spruch konterte: »Sie werden nicht lang genug leben, um zu sehen, wie ich dieses Gefängnis als freier Mann wieder verlasse!«

Wow! Caramba! Blut des Herrn!

Und siehe da, während Father Divine am letzten Tag seiner Haft in seiner Gefängniszelle seine morgendliche Meditationsübung abhielt, hauchte der Richter sein Leben aus. Eine Horde von Journalisten bestürmte Divine gleich bei seiner Entlassung, begierig, seine Reaktion auf das Ereignis zu hören. Erst durch deren Fragen aber erfuhr er überhaupt vom Heimgang des Richters. Doch der charismatische Sohn des Landes der Schwarzen war die Schlagfertigkeit in Person: »Oh, ich habe es äußerst ungerne getan«, sagte er.

Donnerwetter Parapluie! Das, so bestätigte Tibidje sich selbst, war das Alpha und Omega des prophetischen Unternehmens, dieses Scherbenstück der Geschichte steckte in seiner Seele wie der Dreizack einer Wassergottheit. Sollte es ihm gelingen, auch nur halb so gute Volltreffer zu landen, so wäre das mehr als hinreichend, um sich einen Platz unter den Unsterblichen der Priesterschaft zu sichern. Jeden Richter, der den Fehler begehen sollte, alte Akten zu entstauben oder Verjährungsfristen zu annullieren, sollte unter

Garantie ein ähnliches Schicksal treffen – er würde schon wissen, wie er das triviale Martyrium einer Haftzeit als kleinen Preis für die Erfüllung seiner Sache und zu seinem Ruhm zu nutzen hatte.

Es war der testamentarische Moment der formalen Wiedergeburt Tibidjes. Er empfand sich als den spirituellen Sohn jenes Sohnes der Sklaven, die gewaltsam von jenem Teil der Erde fortgeschleppt wurden, zu dem er, Tibidje, zurückgekehrt war, genau wie es sich Father Divine für die Seinen erträumt hatte. Die Entscheidung hatte sich bereits am spirituellen Horizont abgezeichnet, doch jetzt war der Würfel gefallen – er würde den Namen seines Helden in minimal abgewandelter Form übernehmen. Sollte er je vor Gericht landen und ein irregeleiteter Richter ein ähnliches Fehlurteil fällen, so würde er eine lokale Variante von Father Divines Fluch über dem Haupt eines solchen Richters verkünden. Apostel Davina – ja, Tibidje hatte sich endgültig für diese Neubenennung entschieden – oder vielleicht doch eher Prophet oder, besser noch, Papa Davina? –, wie auch immer, er würde dem Richter nichts entgegenschleudern, das von geringerer Potenz war als die schreckliche Verfluchung seines geistigen Ziehvaters. Der Rest sollte rasch folgen.

Die Mittel? Diese Brücke zu überqueren, war Zeit genug, wenn er vor ihr stand. Tibidje hegte keinerlei Zweifel, dass Father Divine den Schlag organisiert hatte, der das anmaßende, rassistische Instrument der Ungerechtigkeit traf, und so sah auch er seine Vorbereitung auf seine Mission als nichts Geringeres denn die Rückversicherung, dass auch er über Möglichkeiten verfügte, einen vergleichbaren Coup zu landen, selbst von der geschlossenen Zelle aus, sollte die Erfüllung sonst zu lange auf sich warten lassen. Nicht umsonst hatte er die Verbindung zu den Kumpeln seiner Jugendjahre, der Yahoo-Yahoo-Bruderschaft, nie ganz gekappt; ebenfalls nicht zu vergessen, die rivalisierenden Gruppierungen mit ihren ausländisch klingenden Namen, die sie Kulturen entlehnten, die so weit voneinander entfernt waren wie Skandi-

navien von den Slums ihrer eigenen Nation der Glückseligen – so nannte sich eine dieser Gangs *Die Isländer*, eine andere hieß *Schwarze Radachse*, wieder andere nannten sich *Konudi* oder *Dagunro*. Vom Bundesstaat Zamfara bis nach Lagos, von Bisyela bis Birmin Kebbi und zurück hatten diese Gangs eine Art Parallelregierungen errichtet. Der Apostel Davina war zur erneuten Wanderung bereit. Papa Davina kommt in die Stadt, mögen alle sich der Frömmigkeit ergeben.

Im Namen der Gerechtigkeit, fast elf Jahre waren dahingegangen seit Tibidjes unglücklichen Anfängen in Port Harcourt, und der Charakter der Nation spiegelte sich inzwischen in der Ermahnung, die man als *m'enuko* kannte, eine Zusammenziehung von *mu enu ke'ro* – Sprich nicht davon! Rühre nicht daran! Wecke keine schlafenden Hunde! Selbst diejenigen, die Tibidje noch kannten oder wiedererkannten, würden einfach nur den Kopf schütteln und *m'enuko* denken. Er machte sich auf den Weg. Doch in großem Stil. Mit Bravour. Kein Blick zurück. Ganz nach Art des dreisten Gouverneurs eines Bundesstaates, der einen gewaltigen Rechenfehler bei der Überprüfung der Konten für einen Finanzbetrug der Sonderklasse nutzte, sich mit einem Koffer voll Geld nach Dubai absetzte und dort in Saus und Braus lebte, bis die Idylle durch einen beispiellosen Kampf der Ambitionen innerhalb der herrschenden Klasse unschön beendet wurde, und zwar durch das in Szene gesetzte erbauliche Lehrstück von den Dieben, die sich gegenseitig übers Ohr hauen. Es war Zeit, erzog der Evangelist, sich der größeren Glorie zuzuwenden. Um seiner persönlichen Sicherheit willen würde er sich weiter nach Süden begeben, doch diesmal würde jeder Schritt seiner Wanderung mit bisher ungekanntem spirituellem Glanz und Gloria erfolgen. *Schlag zu! Geb's frontal an! Trotz dem Teufel zu deinen, Davinas, Bedingungen.* Die bevorstehende Umsiedlung sollte das herrschende Dilemma der Nation spiegeln: Es war Zeit, ein Ministerium für Toleranz einzurichten.

Ein Ministerium? Nein, nein, nein, ein viel zu politisch klingender Begriff, das Säkulare durfte nicht mit dem Spirituellen vermischt oder verwechselt werden. Wer in diesem Lande hatte nicht vom Ministerium für Glückseligkeit gehört? Sollte er, Apostel Tibidje, jetzt Papa Davina, Erbe der Tradition des großen Father Divine, sich etwa selbst mit einer solchen Banalität belasten? *Denke anders*, ermahnte Davina den alten Tibidje. *Denke das Neue. Denke Grandeur!*

Davina begab sich in Klausur und kämpfte mit dem Gestöber von Entwürfen, deren jeder einzelne wiederum ein Dutzend Optionen enthielt. Er fastete; auf das Mittagessen verzichtete er ganz, hielt seine Lebenskräfte nur durch ein frugales Frühstück aus vier Bällchen *akara* und einer Schale *akamu* aufrecht, dazu ein paar lokale Früchte, dann bis zum Abendessen nichts. Zu diesem gönnte er sich eine *tuwo*-Hülle oder ein paar Scheiben frittierte Kochbanane sowie nebenbei etwas *kilishi*. Glücklicherweise war er aus Gewohnheit ein mäßiger Esser und – in der Öffentlichkeit – Abstinenzler; seine Gunstbezeugungen galten anderen Gebieten. Am Ende des dritten Fastentages kam die Erleuchtung – etwas, wozu er eine außergewöhnliche Veranlagung besaß. Es geschah auf der Schnellstraße zwischen Lagos und Ibadan, auf der er seit mindestens einem Jahrzehnt nicht mehr unterwegs gewesen war.

Diese Arterie verband die am dichtesten besiedelte Stadt des ganzen afrikanischen Kontinents, Ibadan, mit dem Rest der Nation. Es war ein zunehmend verrottender zweispuriger Fahrdamm mit vermutlich zwei Strängen auf jeder Seite, manchmal auch drei, vier, sogar fünf – seit er die Strecke zuletzt gefahren war, war es unmöglich geworden, den Überblick über die Zahl der Spuren beider Seiten zu behalten. Er erinnerte sich der Straße vor allem als einer Serie von Todesfallen, die zunehmend zum Heim wetteifernder Geistlichkeiten geworden war. Es kam ihm vor, als hätte jemand eines Tages eine Startschusspistole abge-

feuert, worauf ein Wettlauf begann, wer an religiösen Feiertagen wie Ostern, Weihnachten, Ramadan oder an Geburtstagen von Propheten und Avataren, aus Anlass schlichter Erweckungsgottesdienste oder an Nationalen Tagen des Gebets gegen Dürre, Überschwemmung, Krankheit, Korruption, Heuschreckenschwärme, Epidemien, zusammenstürzende Gebäude, Feuersbrunst, explodierende Tankwagen, Kidnapper, Pädophile, Massenunfälle, Ritualmorde etc. etc. den größten Verkehrsstau auslösen kann. Tibidje erinnerte sich an seine letzte Fahrt auf dieser Straße, an die zwei großen Kreisel mit ihren zugehörigen Überführungen, durch die die Fernstraße zu einer die ganze Stadt Ibadan umrundende Schnellstraße wurde. Es war dieser letzte Abschnitt, der zweite Kreisel mit seiner Zufahrt von Lagos – ein vierhundert Meter langes Gewusel aller Arten motorisierter Vehikel, zwischen denen desorientierte Höker herumstolperten –, der jetzt den kalkulierenden Geist des Apostels Davina beschäftigte. Er hatte nie sonderlich darauf geachtet, er war nur ein gelegentlicher Straßennutzer, doch jetzt kam ihm dieser Straßenabschnitt wie eine transzendente Trennlinie vor: Der eine Teil wies zu der alten Kriegs- und Handelsstadt Oyo, der andere führte zur spirituellen Quelle der Yoruba, nach Ile-Ife, Heimstätte der *orisa* genannten Gottheiten.

Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Ein lange im Vergessen versunkener Anblick musste die Idee in ihm verankert haben: ein schmutzig blaues, zweigeschossiges Gebäude, an dem vor dem Gitter des Balkons im ersten Stock ein langes, schmales Schild prangte. Vier Worte waren in grellen Farben auf dieses Schild gepinselt: Das Heim des Chrislam. An der Straßenkreuzung strategisch positioniert, schien es, als hätten die Gründer des Heims zum Ausdruck bringen wollen, dass dieser Ort der Treffpunkt von Ankunft und Abreise, von Spiritualität und Weltlichkeit ist. Tibidje erinnerte sich jetzt, welche Kontroverse dieses Heim einst ausgelöst hatte. War es bereits bei der

Eröffnung oder erst Jahre später, dass sich irgendein religionsbesessener Purist empörte? Es spielte keine Rolle. In einer einzigen Erleuchtung fasste Papa Davina die ganze Geschichte in einem Wort zusammen: Zaghftigkeit! Defätismus. Ein lobenswertes, in der Tat inspiriertes religiöses Engagement, das schon, aber darüber hinaus? Stagnation. Chrislam war eine Berufung, aber wo war sein Wohnort? Das war die gähnende Lücke, die darum flehte, geschlossen zu werden! Doch wo? Wo? Eine derart ausgekocht pragmatische Seele wie Tibidje wusste, dass er für Lagos selbst noch nicht vorbereitet war. Mehr Recherche war erst noch nötig und – wichtiger und kritischer – Anhäufung von Kapital! Wunder waren gut und schön, und selbst wenn man aus einem Felsen Wasser schlagen konnte, so musste der Fels doch erst beschafft werden; und das bedeutete: Geld!

Papa Davina setzte seine Assistenten in Aktion.

Die Ergebnisse bestätigten die Richtigkeit seiner Erinnerung. Chrislam hatte sich in all den Jahren seiner Existenz immer an dieser winzig kleinen Stelle befunden. Nicht ein einziger Quadratmeter Erweiterung, kaum mal ein widerwillig angebrachter neuer Fassadenanstrich seit dem Bau des Hauses, das längst immer enger eingezwängt wurde zwischen den Gebäuden, die um es herum emporwuchsen. Längst war es überschattet von erst später hinzugekommenen minderen Sekten und Ablegern weniger bekannter religiöser Bekenntnisse. Selbst von einem Gegenspieler im Felde der Eingebung, der nur zwei Kilometer entfernt residierte, blieb es unbeeinflusst. Dieser Konkurrent saß genau vor dem ersten der beiden Kreisel, das heißt, im südlichen Außenbezirk von Ibadan. Es war das riesige, immer weiter wuchernde Anwesen des selbst ernannten Lebendigen Gottes, des Gurus Maharad Ji. Diese gigantische Domäne nahm ihren Anfang direkt neben der Schnellstraße auf einer grabbewachsenen, manikürten Erhebung, auf deren der Straße zugeneigten Seite die gartenbaulich inspirierten Hände eines Landschafts-Coiffeurs

